

Die Kaschauer Kathedrale

Von VÁCLAV MENCL (Prag)

Mehr denn ein Volk widmet der Kaschauer Kathedrale erhöhte Aufmerksamkeit, wenn auch auf Grund völlig ungleicher Erinnerungen. Dem stolzen Selbstbewußtsein ungarischer patriotischer Geschichtsschreiber vor allem ist sie das Werk eines aus einheimischem Blute hervorgegangenen Königs, ein Denkmal, dessen Mauern bildlich wie in Wirklichkeit die Geschichte des Königsreiches der St. Stefanskrone künden. Die Kathedrale ist aber nicht minder ein hervorragendes Bauwerk, das über ein ganzes Jahrhundert hindurch die mit hingebender Anstrengung tätigen schöpferischen Kräfte eines Stadtwesens deutscher Bürger auf sich vereinte — als Werk Deutscher, die hier, inmitten einer fremden Welt, fern der Heimat, an einer belebten Handelsstraße ihre Stadtsiedlung gegründet hatten und die ihr Gemeinwesen in jeder Hinsicht nach eigenem Brauch und Sitte einrichteten. Und schließlich kann auch dem tschechischen Volke nicht verwehrt werden, ebenfalls sein Recht an dieser Kathedrale geltend zu machen und seinem Verlangen, daß auch seine Beziehung zu diesem bewunderungswürdigen Bauwerk anerkannt werde, Ausdruck zu geben.

Die nachfolgenden Ausführungen stellen sich zur Aufgabe zu zeigen, daß es sich hier um eine überreife Frucht der Prager Hofkunst handelt, die weit von ihrem Heimatboden verweht worden ist. Doch diese, einst von Jahrhunderten geformte Kathedrale zu Kaschau steht heute leider nur als Trugbild vor unseren Augen, als ein Begriff, dessen Gestaltung wir uns heute einzig und allein in unserer Gedankenwelt vorstellen können, der aber in Wirklichkeit längst zu bestehen aufgehört hat. Diese Kathedrale fand ihren Untergang unmittelbar unter den Händen ihrer Betreuer, ein Opfer deren achtungs- und liebevollen Sorgewaltung um dieses einzigartige Denkmal. Das, was heute in Kaschau steht, ist ein Zwittergeschöpf von Liebe und Unverständnis, von Rücksichten und Rücksichtslosigkeit, von gutem Willen und Unvermögen — so daß man geradezu staunen muß, wie sich hier so viele ungleich gerichtete Momente die Hand reichen konnten.

Die heutige Kaschauer Kathedrale ist eine unerbittliche, harte Anklage des vergangenen Jahrhunderts; nicht bloß darum, daß ihr damals das teuerste, was jedem Kunstwerke eigen — ihre Ursprünglichkeit — geraubt wurde, sondern auch ganz allgemein deswegen, daß sich damals niemand gefunden hat, der seine warnende Stimme erhoben oder doch zum mindesten ihre ursprüngliche Gestalt festgehalten hätte. So aber sind wir gezwungen, wollen wir heute von der Kaschauer Kathedrale sprechen, zuerst auf Grund mühevoller Rekonstruktionen ihre ursprüngliche Gestalt klar-

zustellen und zu erörtern, was wir uns eigentlich unter dem Begriffe der Kaschauer Kathedrale vorzustellen haben.

Allein nicht einmal die moderne Kunstwissenschaft hat bisher über die Kathedrale Klarheit geschaffen. Was bis heute über sie geschrieben wurde, stützt sich zumeist auf die Auslegung einiger Rechnungsverzeichnisse in den Stadtbüchern und auf die Erklärung der dekorativen Wappen an ihren Mauern; in die Kathedrale selbst aber ist die Kunstgeschichte gewissermaßen noch nicht einmal eingetreten. Und doch liegt nur in ihr der Schlüssel zu ihrem Verständnis. Die Darstellung des Bauvorganges und die Namen der Baumeister, wie wir sie im madjarischen Schrifttum vorfinden, sind größtenteils fehlerhaft; ein das sachliche Urteil trübendes Lokalpatriotismus und ein eitel überspitzter vaterländischer Standpunkt nahmen hier die Stelle unvoreingenommener wissenschaftlicher Prüfung ein.

Und so wird die Wiedergabe des ursprünglichen Gesamtbildes der Kathedrale dem heutigen Leser eigentlich zu deren vielfacher Wiederrechtfertigung: zur Befreiung derselben aus den Fesseln der Vorurteile ihrer bisherigen lokalpatriotischen Bearbeiter, zur Freilegung aus all dem Wust von Jahreszahlen, mit welchem sie fleißige Archivare umgeben haben, und zu einer Wiedererweckung ihres einstigen Daseins, das unter den Händen ihrer Restauratoren erloschen war. Das heißt aber zugleich auch darzustellen, worin eigentlich jene bezaubernde Einzigartigkeit beruht, jener Reiz, den sie in so überreichem Maße besitzt und der heute noch jeden mit Macht in seinen Bann zieht, obgleich wir uns so oft gegen sie versündigt haben. Alle diese Fragen sollen Gegenstand unserer heutigen Untersuchung sein.

Die mädchenhafte Gestalt der hl. Elisabeth, jener edlen ungarischen Prinzessin aus dem Beginn des 13. Jh.s, welche die Zeit der Gotik mit ihrem Kult veredelten Frauentums so glücklich mit der Gloriele der Heiligen zu ehren verstand, war in Ungarn noch das ganze nachfolgende Jahrhundert hindurch in lebhaftester Erinnerung. Schon einige Jahre nach ihrem Hingange im Marburger Franziskanerspital entsteht, wie wir wissen, in Ungarn eine ihr geweihte Kirche; die Quellen besagen¹⁾, daß diese angeblich von jenen zwei Edelleuten auf ihrem Gute gegründet worden sei, welche die junge Prinzessin während der ganzen Dauer ihrer unglücklichen Ehe begleitet hatten. Bald entsinnt sich die Zeit des vorbildlichen frommen Lebens und der gottgefälligen Werke der Heiligen, mit welchen sie das gefühlsempfängliche Herz des gotischen Menschen für sich einnahm: besonders jedoch ergriff alle ihre Wohltätigkeit gegen Arme und Sieche. Und so baut man zu derselben Zeit, in welcher über ihrem Grab in Marburg ein

¹⁾ Die Kirche der hl. Elisabeth in Kaplná bei Preßburg, gegründet im Jahre 1244. FEJÉR, Cod. dipl. IV, 1, S. 339.

riesiger zentraler Grabbau — das erste repräsentative, in französischem Geiste, Stile und Maßstabe errichtete Bauwerk Mitteldeutschlands — erwächst, überall in Ungarns Städten in ihrem Geiste kleine Spitalkirchen. Reiche Bürger beruhigen mit diesen ärmlichen und bis an das Weichbild der Stadt hinausgeschobenen Stiftungen ihr Gewissen, in welchem die von den neuen Bettelorden eben gepredigte Nächstenliebe nur zögernd Wiederhall fand. Gerade diese Kirchlein der Armen tragen den Namen der wohlthätigen, menschenfreundlichen Fürstin Elisabeth. Noch das ganze nachfolgende Jahrhundert hindurch baut man diese Kirchlein, als einen geradezu landesüblichen Bestandteil der Ausstattung mittelalterlicher Städte auf Ungarns Boden. So war dem auch ursprünglich in Kaschau.

Kaschau entstand — wie viele deutsche Städte im Šáriš und der Zips — aus einem älteren deutschen Dorf, dessen Ursprung in der Zeit der großen Kolonisierung dieses Landesteiles in der ersten Hälfte des 13. Jh.s zu suchen ist. Zum erstenmal aber hören wir von ihm erst nach dem Tatareneinfall; damals war es aber bereits ein königliches, privilegiertes Dorf, dessen „Gäste“ von König Bela IV. einen gewissen Grad persönlicher Freiheit zugesichert hatten. Die Rechte dieser Gäste dienen eben diesem König Bela zum Muster, als er im Jahre 1249 den Deutschen der unweiten Gemeinde Seňa²⁾ ähnliche Freiheiten erteilt; solcher Freidörfer gab es im gebirgigen nördlichen Grenzgebiete des Landes bereits mehr, doch keines noch kann als eine wirkliche Stadt angesehen werden. Was jedoch Kaschau von diesen Freidörfern unterschied und was ihm eine gewisse Sonderstellung verlieh, war bereits der Besitz eines Spitals, ein Beweis, daß es sich hier damals schon um eine größere und bedeutendere Gemeinde handeln mußte, deren soziale Einrichtungen bis zu einem gewissen Grade zur Organisierung eines Stadtwesens strebten. Von diesem Kaschauer Spital hören wir durch Zufall gelegentlich eines erbitterten Kompetenzstreites, welcher um dasselbe entbrannte und welchen in der letzten Instanz Papst Martin IV. schlichten mußte; in dessen, an den Graner Primas gerichtetem Briefe aus dem Jahre 1283 wird nicht nur erwähnt, daß der derzeitige Rektor der Kirche, ein gewisser Arnold, zugleich Pfarrer von Kaschau war, sondern auch, daß die Kirche der hl. Elisabeth geweiht war³⁾. Wie wir bereits gesehen haben, ist dies die übliche Zueignung eines mittelalterlichen Hospitals Ungarns; da jedoch wahrscheinlich ist, daß damals in Kaschau außer dieser Kirche keine andere bestand, erfüllte diese zugleich auch die Aufgabe einer Pfarrkirche.

Während der zweiten Hälfte des 13. Jh.s bevölkerte sich inzwischen

²⁾ WENZEL, Cod. arp. cont., VII, S. 281ff.

³⁾ Das Dokument abgedruckt bei V. WICK, Dóm Svätej Alžbety v Košiciách (Der Dom der hl. Elisabeth in Kaschau). Kaschau 1936, S. 11 ff.

das Zipser Flachland und die ganze obere Senke des Flusses Torysa dank der zielbewußten und gut organisierten Kolonisationstätigkeit des Adels, der Kirche und der königlichen Kammer; gleichzeitig nahm auch die ungarisch-polnische Interessengrenze feste Gestalt an. Die Handelsstraßen gruben sich nunmehr auch in dieser Gegend unter Anknüpfung an günstige Grenzübergänge und unter geschickter Ausnützung der naturgegebenen Eigenheiten der Landschaft feste Bahnen und das Leben bildete sich allmählich beständigere Brennpunkte für Ausübung des Handwerks und für den Tauschhandel aus. Bei dieser Entwicklung geraten einige Dörfer an die Peripherie und bewahren sich so ihren ländlichen Charakter, andere aber — und unter ihnen in größtem Maße vor allem Kaschau — ziehen daraus infolge ihrer günstigen Lage Vorteil und ihre wachsende Bedeutung erzwingt sich bald die Beachtung und Anerkennung seitens der königlichen Kammer: aus dem einfachen Dorf entsteht so eine privilegierte Stadt. Schon in den ersten Regierungsjahren des Königs Andreas III. erreicht die am Fuße der Grenzberge an einem wichtigen Flußübergang erwachsene Siedlung Kaschau diese fortgeschrittene Entwicklungsstufe.

Das Gründungsprivileg der Stadt hat sich nicht erhalten. Im Jahre 1290 stellt jedoch Andreas II., Bischof von Erlau, eine Urkunde aus, mit welcher er die Kaschauer Pfarrei aus der Gliederung der Erzdiakonate herauslöst und sie unmittelbar der bischöflichen Autorität unterstellt⁴⁾; aus diesem Vorgang ersehen wir, daß die Exemption sicher in der wachsenden Bedeutung des Kaschauer Pfarrers begründet sein mußte. Die Urkunde berichtet aber auch offen, daß der Bischof so handelte, weil ihn die Kaschauer „*judex, cives et universitas hospitem de Cassa*“ darum ersucht hatten, — hier werden also die deutschen Gäste zu Kaschau zum erstenmal Bürger genannt. Seitdem ist die Bezeichnung Kaschaus als Stadt und seiner Bewohner als Bürger allgemein üblich; so tritt in einem Dokument aus dem Jahre 1292 erneut jene „*universitas civium de Cassa*“⁵⁾ auf und gelegentlich einer Schenkung bestimmt König Andreas III. im Jahre 1297 die Lage eines zwischen Kaschau und Göllnitz befindlichen Waldes mit den Worten „*inter civitates nostras*“⁶⁾. Kaschau war also damals bereits eine königliche Stadt.

Aus diesen Anfangszeiten der Stadt erhielt sich in Kaschau einzig das Presbyterium der Kirche des Dominikanerklosters. Die ursprüngliche St. Elisabethkirche, von welcher die Nachricht aus dem Jahre 1283 spricht, stand an der Stelle der heutigen Kathedrale; im Jahre 1884 stießen hier die unter dem Hochaltar nach dem Grundstein der Kathedrale suchenden

⁴⁾ FEJÉR, Cod. dipl., VI, 1, S. 73.

⁵⁾ V. WICK, a. a. O., S. 15.

⁶⁾ WENZEL, Cod. arp. cont., V, S. 169.

Em. Henszlmann und Arch. Fröde auf die Umfassungsmauern jenes alten Baues. Es war ein einschiffiges Kirchlein mit rechteckigem Langhaus und polygonal geschlossenem Chor, wie sie in jener Gegend seit dem dritten Viertel des 13. Jh.s häufig vorkommen. Es nahm annähernd das ganze Mittelschiff des heutigen Domes ein; seine Längsachse deckte sich beinahe mit den bestehenden Baues. Sein Chor, der an den Ecken des Polygons von vier Strebepfeilern gestützt war, besaß nur ein kreuzgewölbtes Feld; an dessen Nordseite lag die rechteckige Sakristei. Das Schiff war allem Anschein nach nur flach gedeckt; vor dem Westgiebel stand ein Turm von quadratischem Grundriß.

Von diesem alten Kirchlein erbte also die heutige Kathedrale ihre Zueignung an die Schutzheilige St. Elisabeth.

In der ersten Hälfte des 14. Jh.s — vielleicht auch etwas später — während der Regierung Ludwigs meinte es das Schicksal wirklich gut mit den Städten des Westkarpatengebietes, darunter auch mit Kaschau. Die Zips und Šariš füllen sich mit neuen Handelsstädten und schon damals beginnt unter den hiesigen Städten eine Scheidung einzutreten, was ihre Bedeutung und ihren Aufbau anbelangt; die kommende Blütezeit Eperies', Bartfelds, Käsmarks und Zipser-Neudorfs deutet sich bereits an und Leutschau wird zum Vorort der königlichen Städte in der Zips. Es hebt ein sich überstürzendes Wetteifern an; die Städte überbieten sich im gegenseitigen Werben um die königliche Gunst, sie reißen Stück um Stück von den bisher der Krone vorbehaltenen Rechten an sich, um so den Erfolg ihres Handels und die Ausdehnung ihrer handwerklichen Unternehmungen zu sichern. Besonders Kaschau erfreute sich der Gunst des Königs und wurde reich: im Jahre 1319 erteilt Karl Robert den Kaschauer Bürgern Zollfreiheit auf dem ganzen Gebiet des Abaujer und des Zempliner Komitats⁷⁾ und im Jahre 1342 bestätigt er, daß sie keineswegs der Gewalt des Gespans, sondern unmittelbar der Krone unterliegen und sich deshalb durch ein eigenes Richteramt mit Richter und Schöffen leiten dürfen⁸⁾. Mit umfangreichen Privilegien nimmt König Ludwig im Jahre 1347 den städtischen Weinbau in seinen Schutz; vor allem ist es für uns von Interesse, daß damals gleichzeitig die Stadt auch das Patronatsrecht über ihre Pfarrkirche und das schwäbische Ofener Stadtrecht erhält.⁹⁾ Das wirtschaftliche Aufblühen der Stadt fördert Ludwig weiters dadurch, daß er sie im Jahre

⁷⁾ FEJÉR, Cod. dipl., VIII, 2, S. 213.

⁸⁾ Vgl. MENCL, Středověká města na Slovensku (Mittelalterliche Städte in der Slowakei). Arbeiten der Šafařík-Gesellschaft für Wissenschaft in Preßburg, 1938, S. 80 ff.

⁹⁾ FEJÉR, Cod. dipl., IX, 1, S. 466 n.

1361 zum alleinberechtigten, zwangsweisen Stapelplatz aller aus Ruß und Polen kommenden Güter macht¹⁰⁾; diese Verbindung mit Polen wird schließlich im Jahre 1394 durch einen Handelsvertrag mit Krakau besiegelt¹¹⁾. Endlich befreit noch König Sigismund im Jahre 1405 die Kaschauer von den Mautgebühren des ganzen Landes¹²⁾.

Es ist ganz natürlich, daß sich das junge Stadtwesen in diesem aus Privilegien, Vorzugsstellungen und weiteren königlichen Gunstbezeugungen gebildeten Rahmen in einer Weise, wie nirgend anderswo, entwickeln konnte. Leider stehen uns heute darüber keinerlei überzeugende Beweise mehr zur Verfügung, außer denen, die uns der Grundriß der Stadt und deren Denkmäler bieten; aber auch daraus können wir ersehen, daß die Stadt bereits damals das Oval ihres von den Stadtmauern umschlossenen Grundrisses voll ausfüllte und daß sich an dem langgestreckten, einer breiten Straße nicht unähnlichen Marktplatze ansehnliche Wohnhäuser der Stadtpatrizier dicht aneinander reihten. Zu dem bereits früher bestehenden Dominikanerkloster gesellt sich nunmehr auch eine Niederlassung von Franziskaner-Bettelmönchen, die sich in der zweiten Jahrhunderthälfte eine Kirche erbauen, welche die alte Stadtpfarrkirche an Ausmaß und Ausgestaltung sicher um ein Vielfaches übertraf. Von der Pfarrkirche wird jetzt das Spital abgetrennt; der Titel der hl. Elisabeth bleibt jedoch der Pfarrei erhalten und die neue Spitalkirche wird der Allerhlg. Dreifaltigkeit geweiht (wird zum erstenmal im Jahre 1366 erwähnt)¹³⁾. So wird die heilige Elisabeth zur endgültigen Schutzpatronin der Stadt; ihr ist der Hochaltar in der Pfarrkirche geweiht und ihr Bild schmückt unter spitzbogiger gotischer Arkade das Mittelfeld des großen Stadtsiegels: in ihrem Namen und unter ihrem Schutze lebt und gedeiht Kaschau das ganze Mittelalter hindurch, so daß den Bürgern der Stadt wirklich die Aufgabe erwächst, der dankbaren Verehrung ihrer heiligen Patronin erneut Ausdruck zu verleihen.

Wenn wir bedenken, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s in der Baukunst Ungarns der neue und äußerst verlockende Typ der städtischen Hallenkirche auftaucht und daß besonders die Zipser und Šarišer Nachbarstädte, wie Leutschau, Zipser-Neudorf, Käsmark, Göllnitz und Eperies dieser Neuerung ihre älteren Kirchen zum Opfer bringen und Neubauten von unverhältnismäßigen Ausmaßen und von wohlgestaltetem Aufbau errichten, so müßten wir uns schließlich sogar wundern, wenn in dieser Zeit nicht auch die Kaschauer ähnliches geplant hätten. Die einschiffige

¹⁰⁾ Vgl. J. RUPP, Magyarország helyrajzi története (Historische Topographie Ungarns), II, Budapest, S. 248.

¹¹⁾ FEJÉR, Cod. dipl., X, 2, S. 259.

¹²⁾ Vgl. V. WICK, a. a. O., S. 27.

¹³⁾ Vgl. V. WICK, a. a. O., S. 13.

und wahrscheinlich nicht einmal eingewölbte alte Pfarrkirche konnte sicherlich schon von der Mitte des Jahrhunderts an die wachsenden Ansprüche auf Raum und Repräsentation weder in Größe noch in ihrer Ausgestaltung befriedigen; hat sie ja doch schon längst aufgehört die größte und schönste Kirche weit und breit, ja sogar nur in der Stadt selbst, zu sein. Man wartete vielleicht nur auf eine günstige Gelegenheit: und so dürfen wir unter diesen Umständen in dem Schadenfeuer, welches in den achtziger Jahren des 14. Jh.s den alten Bau heimsuchte, vielleicht eher eine gelegen kommende Anregung denn eine Katastrophe sehen.

Wann die alte Kirche abbrannte, ist uns nicht genau bekannt; lediglich nach der Tatsache, daß in der alten Kirche noch in den Jahren 1374, 1375 und 1378 — den dort aufgefundenen Grabsteinen nach zu urteilen — bestattet wurde, dürfen wir den Brand etwas nach diesem letztgenannten Jahre ansetzen. In welchem Maße dadurch die alte Kirche ausgeschaltet wurde, entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis. Da aber gleich in den nachfolgenden Jahren wiederum Nachrichten von ihren Altären sprechen, so können wir annehmen, daß die Kirche gleich nach dem Brand wieder provisorisch instandgesetzt worden ist; so wird im Jahre 1382 in der letztwilligen Verfügung des Bürgers Paulus eine Messe beim Altar des hl. Petrus und Paulus gestiftet¹⁴⁾ und aus dem Jahre 1385 ist eine Nachricht überliefert, daß die Kaschauer Kürschnerzunft die Ausstattung des hiesigen St. Martinsaltars besorgt¹⁵⁾, — allem Anscheine nach war das bereits in der nach dem Brand der achtziger Jahre wiedererneuerten Kirche.

Von diesem Feuer spricht schließlich auch eine päpstliche Ablaßbulle vom 1. März 1402¹⁶⁾. In dieser nimmt sich Papst Bonifaz IX. der Kaschauer Kirche an, die angeblich auch Walachen und Rusinen aus den Karpaten besuchen und die nach ihrer Zerstörung durch Brand noch in Bau befindlich ist; er äußert dabei den Wunsch, die Durchführung des Umbaus und dessen schmuckvollere Aufführung zwecks rascheren Abschlusses zu fördern und erteilt allen, die zu diesem Werke hilfreiche Hand reichen und die Kirche zu gewissen Tagen besuchen, Ablässe von solcher Art und in dem Maße, wie solcher die Pilger der am meisten aufgesuchten italienischen Kirchen — des St. Markusdomes in Venedig und der Marianischen Wallfahrtskirche zu Assisi — teilhaftig werden. Es handelt sich hier also um die übliche wirksame Unterstützung der Kirchenkasse zu einer Zeit, da der Neubau der Kathedrale bereits im vollen Gange war; sein Beginn ist also noch in den letzten Jahren des 14. Jh.s zu suchen.

¹⁴⁾ V. WICK, a. a. O., S. 16.

¹⁵⁾ V. WICK, a. a. O., S. 16.

¹⁶⁾ Veröffentlicht von V. WICK, a. a. O., S. 24 ff.

König von Ungarn und wohlwollender Gönner und Förderer der Stadt war damals Sigismund von Böhmen. Er war noch nicht römischer Kaiser, aber schon als König förderte er den Dombau durch die Zuweisung der Hälfte des Kaschauer Mautertrages für denselben. Die Kaschauer gedenken seiner in Dankbarkeit als ihres Wohltäters, auch wegen vieler anderer Gunstbeweise, womit er dem Wirtschaftsleben der Stadt — wahrscheinlich zum selben Zwecke — Erleichterung angedeihen ließ.

Es hat den Anschein, daß auch jene beiden Briefe, auf welche K. DIVALD aufmerksam macht, wahrscheinlich auch mit der Kaschauer Bauhütte in Beziehung zu bringen sind. Der erste der beiden, der in Preßburg am 12. Oktober 1411 ausgegeben ist, spricht vom Meister Nikolaus, welchen der König an seinen Hof auf dem Wissegrad an der Donau beruft¹⁷⁾; in dem Zweiten, vom 5. Februar 1412 datierten Brief verlangt er von der Stadt Kaschau für seine Bauten die Überlassung geeigneter Werkleute, welche die Lehrgerüste für Gewölbe anfertigen könnten¹⁸⁾. Das heißt nun selbstverständlich nicht, daß in der Kaschauer Kathedrale bereits gewölbt wurde, wie Divald meint, es zeugt aber sicher für die Bedeutung der Dombauhütte, wenn sich der König in seinem Anliegen gerade an sie wendet. In diesem Zusammenhang können auch zwei weitere, von Kemény veröffentlichte Nachrichten von Wichtigkeit sein: am 24. Juni 1420 wurde eine Quittung ausgestellt, in welcher der königliche Truchseß und Hauptgespan des Šariš, Johann Rozgoň, bestätigt, daß die Kaschauer aus den Steuern des laufenden wie des vergangenen Jahres im Auftrage des Königs an Meister Peter, den königlichen Architekten („architectori regie maiestatis“) den Betrag von 200 fl. als dessen Jahresgehalt ausbezahlt haben¹⁹⁾; am 8. April 1424 wiederum befiehlt König Sigismund den Kaschauern aus den auf den St. Georgstag fälligen Steuern à conto einer gewissen Summe von 900 fl. Peter, dem Baumeister der Aquaedukte aus Ofen, den Betrag von 40 fl. auszuzahlen²⁰⁾. Aus diesen Nachrichten läßt sich allerdings kaum eine Beteiligung Peters am Kaschauer Dombau herauslesen, obwohl andererseits dessen Anwesenheit in Kaschau und die Verpflichtungen der Stadt ihm gegenüber am leichtesten dadurch erklärt werden könnten; beide Quellen gestatten jedoch schwerlich Peter als den führenden Architekten der Dombauhütte anzusehen. Und da auch die Rechnungsbücher

¹⁷⁾ L. KEMÉNY, *Történelmi tár* (Geschichtliche Sammlung), 1887, S. 784.

¹⁸⁾ L. KEMÉNY, a. a. O., 1887, S. 784 und K. DIVALD, *A Kassai dóm mesterei* (Die Meister des Kaschauer Doms) in *Az országos magyar szépművészeti múzeum évkönyvei* (Jahrbücher des ungarischen staatlichen Museums der schönen Künste), V, 1929, S. 32.

¹⁹⁾ L. KEMÉNY, *Történelmi tár*, 1895, S. 205.

²⁰⁾ L. KEMÉNY, *ebda.*, S. 205.

der Stadt leider nicht bis in diese Zeit reichen, muß uns diese erste Dom-
bauhütte namenlos bleiben.

Der erste Bauabschnitt der Kathedrale beginnt also ohne bestimmte
Zeitangabe ganz gegen Ende des 14. Jh.s und steht vor allem im Zeichen
der Hauptanlegung des Grundrisses. Das Fortschreiten des Baues läßt
sich mit Erfolg wiederherstellen durch Zergliederung der Umfassungs-
mauer in ihre einzelnen Bauabschnitte, vor allem aber aus der Betrachtung
der Durchbildung und grundrißlichen Aufteilung der Wandgewölbestützen.
Machen wir einen Rundgang längs der Umfassungsmauern, so treten uns
als älteste dieser Bauglieder die Wanddienste entgegen, welche in den Ecken
der südlichen Seitenapsiden emporstreben (in dem anliegenden Grundriß
(Abb. 1) mit den Zahlen 1 bis 8 bezeichnet). Ihr Querschnitt, wiedergegeben in
Abbildung 3. (siehe auch Lichtbild 6.) setzt sich aus Einzelstäben, die
den dazugehörigen Rippen des Gewölbes entsprechen, zusammen. Diese Stäbe
haben subtile, ovale, walzenförmige Profilierung und sitzen auf ein an den
Ecken mit einer tiefen Kehle abgeschrägtes Prisma auf. So entsteht ein Bün-
del von energisch profilierten, linear aufgefaßten Formen, welches von tiefen
Einschnitten durchfurcht wird; die Birnstabrippen des Gewölbes sollten
ursprünglich (wie auch heute) ohne Kapitelle in die ovalen Stäbe des Dienst-
bündels einschneiden. Unten, am Fuß des Bündels, entspricht jedem Stab
ein niedriger Sockel; die ovalen Außenglieder eines jeden Stabes ruhen
zunächst auf einer tellerförmigen, scharf profilierten Basis, die wiederum
auf einem mehrseitigen niedrigen Prisma, dessen Seiten bereits leicht ein-
gebuchtet sind, aufsitzt. Dieses Prisma geht seinerseits mit einer schrägen
Fläche, auf welche die inneren tiefsten Profile des Gesamtdienstes auf-
laufen, in den eigentlichen Sockel über, der aus lauter walzenförmigen
Gebilden zusammengesetzt ist. (Abb. 6).

An den Wänden läuft unter den schrägen Fenstersohlbänken ein pro-
filirtes Kaffgesims. Es beginnt bei Dienst Nr. 1 und kann auf den ur-
sprünglichen, aus der Zeit vor dem Umbau stammenden Plänen der
Kathedrale bis etwa vor das Südportal verfolgt werden. Dieses Gesims
läuft auch um alle Wanddienste und bildet um diese friesartige Ringe
(Lichtbild 6). Bezeichnen wir diese Art von Diensten, die von einem durch
das zusammenhängende Kaffgesims gebildeten Ring umschlossen werden,
zur Abkürzung als Dienst „A“!

Beim Dienst Nr. 4 und 8 ändert sich dessen Form nur insofern, daß
die Stäbe, welche den die Gewölbfelder trennenden Gurtrippen entsprechen
(„die alten Dienste“, nicht also etwa die den Diagonalrippen entsprechen-
den schräggestellten „jungen Dienste“), außer des frontalen Ovalprofiles
noch um einen kleinen Birnstab bereichert sind. Wie man also sieht, sollten
die die Gewölbfelder trennenden Gurtrippen reichere Profilierung als die

Diagonalrippen erhalten. Diese Art von Diensten wiederholt sich weiter im ganzen übrigen Teil der Südwand und beinahe an der gesamten Nordwand; ihr gehören die Dienste Nr. 12, 13, 16, 17, 18, 21, 22, 23 und 24 an. Eine gewisse Abwandlung tritt nur insoweit ein, als das ursprüngliche zusammenhängende Kaffgesims bei Dienst Nr. 11 zu einem bloßen Ringkranz um den eigentlichen Dienst (Typ „B“) zusammenschrumpft, oder daß dieses Gesims wohl an den Wänden selbst auftritt, vor der Vertikale des Dienstes aber Halt macht (so in der ganzen Nordhälfte der Kirche — Typ „C“); die Stäbe des Dienstbündels steigen hier also ungehindert vom Boden bis zum Rippenansatz hinauf empor. Wie wir bereits ausführten, bleibt diese Abänderung des Verlaufes des Kaffgesimses ohne jeden Einfluß auf die Profilierung des eigentlichen Dienstbündels, so daß dessen sämtliche Typen A, B und C im Grunde genommen als ein und dieselbe Stilform zu betrachten sind. Erst mit Dienst Nr. 25 tritt eine durchgreifende Änderung im Charakter der Profilierung selbst ein.

Diese Erkenntnisse sind für die Bauanalyse der Kathedrale von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Vor allem erweist sich — was später auch anderweitig seine Bestätigung finden soll —, daß nicht der mittlere Hauptchor, wie wir eigentlich mit Selbstverständlichkeit erwarten möchten, sondern das Langhaus der älteste Teil der Kathedrale ist und zweitens sehen wir, daß der Bau dieses Langhauses derart vor sich ging, daß zunächst dessen gesamte Umfassungsmauern und zwar vollständig, d. h. bis zur Höhe des Hauptgesimses der Seitenapsiden aufgeführt wurden. Die innere Unterteilung des Grundrißgebildes unterblieb dabei. Und drittens geht hervor, daß der Bau zuerst in der inneren Südapsis in Angriff genommen worden ist, worauf man dann fortlaufend über die Süd- und Westfront bis zur Nordseite weiterbaute, wo kurz vor dem Dienst Nr. 25 der Bau seinen vorläufigen Abschluß fand.

Daraus ergeben sich nun weitere Folgerungen für den ursprünglichen Plan der Kathedrale. Somit ergibt sich nämlich auch, daß auch der Unterbau der beiden Westtürme, bis zu derselben Höhe wie die Umfassungsmauern der Ostapsiden, dem gleichen ersten Bauabschnitt angehört und daß er also einen organischen Bestandteil des ursprünglichen Entwurfes bildet. Zum andern ersehen wir, daß die Wanddienste dieses ältesten Teiles der Kathedrale in ihrer Profilierung derart gegliedert sind, daß sie Kreuzrippengewölben entsprechen; nach dem ursprünglichen Bauriß sollte also die Kathedrale in ihren Außenschiffen und mithin auch im gesamten Bau noch ganz einfache Kreuzrippengewölbe erhalten. Für die Bauanalyse ist weiters schließlich noch die Frage von größter Bedeutung, ob das Querschiff, welches heute in der Hälfte des Langhauses das gleichhohe Mittelschiff durchschneidet, bereits im ursprünglichen Entwurf der Kathedrale

beabsichtigt war. Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liegt bei den Diensten Nr. 9 und 10 sowie Nr. 19 und 20, von welchen wir bisher noch nicht gesprochen haben. Die heutige Form dieser Dienste besagt nämlich nichts; die Dienste sind ersichtlich neu. In den Plänen aber, welche den ursprünglichen Zustand der Kathedrale vor ihrer Restaurierung festhalten, und besonders auch auf der von Divald veröffentlichten, die südliche Stirnwand des Querhauses wiedergebenden Zeichnung sehen wir, daß auch diese Dienste die Form „B“, bzw auf der Nordseite die Form „C“ hatten, mit anderen Worten, daß sie also ebenfalls für das einfache Rippensystem eines Kreuzrippengewölbes, keineswegs aber als Stütze der heute das Querschiff abschließenden Bogenreihe, angelegt worden sind. Diese Bogenstellung ist auf die erwähnten Dienste völlig unorganisch und ersichtlich später aufgesetzt worden. Weiters bemerken wir aber auch, daß auch die beiden Portale in den Stirnseiten des Querschiffes, das Süd- und das Nordportal, sich weder stilistisch noch baulich in die ursprünglichen Schauseiten einfügen. Als charakteristisch zu dieser Feststellung ist noch anzuführen, daß auf den alten Bauplänen das Kaffgesims an der Süd-Innenwand der Kirche unmittelbar vor dem Gewände des Südportales gewaltsam und unvermittelt abbricht. All das beweist zur Genüge, daß das Querschiff im ursprünglichen Bauriß der Kathedrale nicht vorgesehen war. Aus der Tatsache, daß seine Breite gleich der des Doppels der Normallänge eines Gewölbefeldes ist, wie diese durch die Entfernung der Dienste 8 und 9, 10 und 11 sowie 11 und 12 gegeben ist, ersehen wir, daß dieses Querschiff nachträglich in den Grundriß der Kirche eingefügt worden ist, und zwar in der Breite von zwei Normal-Gewölbefeldern des ursprünglichen Baurisses. So haben wir uns an Stelle des Nord- und Südportales zunächst volle Mauern vorzustellen, in deren Mitte zwischen den Diensten 9 und 10 wie 19 und 20 weitere Dienste emporstrebten, die erst weichen mußten, als die beiden Stirnportale des Querschiffes errichtet wurden.

Das ursprüngliche Projekt der Kathedrale schält sich uns so aus ihrem heutigen Grundriß als ein fünfschiffiger Bau von basilikaler Raumform, also als eine Kirche mit hohem Mittelschiff und zwei Paaren niedrigerer Seitenschiffe, heraus. Jedem der Seitenschiffe entsprach eine ebenso hohe, selbständige und im Vieleck geschlossene Apside im Osten, während im Westen an die Außenschiffe je ein Turm anschloß. So sollte die grundrißliche Anordnung in der Breitenrichtung aussehen; der Länge nach sollte das Mittelschiff zwischen dem Siegesbogen und dem Westgiebel acht rechteckige Gewölbefelder und somit acht, die Seitenschiffe abtrennende Bogenstellungen bekommen. Das letzte Feld zwischen den beiden Türmen sollte eine Empore einnehmen. Die Unterteilung der Seitenschiffe sollte an die regelmäßige Anlage der Wanddienste mit ihrer gleichbleibenden Aufteilung, die dem

Innern der Kirche logischen Rythmus vorschrieb, anknüpfen und somit sollten jedem queroblonden Kreuzgewölbefeld des Mittelschiffes zu beiden Seiten je zwei quadratische Felder derselben Gewölbeform in den niedrigeren Seitenschiffen entsprechen.

Diese Logik des Grundrisses des ersten Bauentwurfes, die wir so entwickelt haben, ist typisch für die klassische Zeit der Gotik, für das 13. Jh. Wir haben hier das durchlaufende Travée des gebundenen Systems vor uns, welches einförmig achtmal hintereinander wiederholt werden sollte; der Raum der Kirche sollte sich also als ein ausgesprochener Tiefenraum nach seiner Längsachse aufbauen. Der Entwurf sah demnach einen Bau vor, dessen gesamtes Wesen für seine Zeit bereits recht veraltet war, einen Raum, der sich noch konsequent an den monotonen rythmischen Takt der tektonischen Formung der umhüllenden Masse band, und den eine Rippenkonstruktion überwölbte, die mit ihren Diensten gleichsam wie mit Stämmen und Wurzeln aus der Grundfläche des Innern herauszuwachsen schien. Die Auffassung der massigen Raumbülle als des eigentlichen umkleidenden Mantels aus Stein, ist allerdings bereits fortschrittlich: dem Dienstbündel eignet nicht mehr jene klassische, massige Fülle; sich den Gesetzen der nachklassischen Entwicklung fügend, schrumpften sie zu einem zeichnerischen Spiel paralleler Linien zusammen; das Motiv des freien Anlaufens der Rippen an die rundlichen Dienststäbe tritt in der Architektur Europas erst gegen 1375 auf, und zwar, soweit bekannt, zuerst in den Bauhütten des Parlerkreises. Wir sehen also, daß hier die eigentliche grundrißliche Planung und ihre stilistische Verwirklichung recht weit voneinander verschieden sind: das veraltete, in seinen Grundzügen noch klassische, für das 13. Jh. sprechende Raumschema wurde in einer fortschrittlichen, zeitgemäßen Stilform, die in ihrer Entwicklung auf der Stufe der böhmischen Baukunst des letzten Viertels des 14. Jh.s steht, in die Tat umgesetzt. Dieser Zwiespalt kann nur damit erklärt werden, daß der ursprünglich entwerfende Architekt der Bauhütte einen älteren, klassisch gotischen Bau vor Augen hatte, den er aber in eigener, seiner Zeit entsprechenden Weise wiedergab.

Sehen wir die als Vorbild in Frage kommenden Grundrisse durch, so fällt es nicht schwer, dieses Vorbild zu finden; unser Suchen wird ja durch die ganz besondere Ausbildung des Ostabschlusses der Seitenschiffe erleichtert. Es gibt nur ein einziges Bauwerk, das sich haargenau mit dem von uns rekonstruierten Grundriß des Kaschauer Domes deckt; das ist die Stiftskirche St. Viktor zu Xanten am Rhein. Ihr Grundriß ist eine fünfschiffige, querschifflose Basilika mit acht Gewölbetravées im Mittelschiff, mit einem Paar von Westtürmen und mit zentral aufgefaßtem Ostabschluß von gleichen Verhältnissen und einer Anordnung, wie sie die erste

Kaschauer Bauhütte geplant hatte. Besonders in der Durchbildung und der Übereckstellung der Seitenapsiden ist die Verwandtschaft mit dem Kaschauer Grundriß so auffallend, daß wir kaum fehlgehen, wenn wir den Plan von Xanten als die unmittelbare Vorlage für die Kaschauer Kathedrale ansehen, so wie diese als Werk der ersten Bauhütte um 1400 erstehen sollte. Man sieht auch, in Xanten schließt der kurze Mittelchor die zentrale Gruppe der Seitenschiffe in einer viel wirksameren und harmonischeren Weise zusammen, als dies in Kaschau das lange, erst später an das fertige Langhaus angefügte Presbyterium tut; sicherlich hat die erste Kaschauer Hütte hier einen nur kurzen Chor, ähnlich dem von Xanten, geplant; geht dies doch auch noch jetzt aus der Lage des Domes im Marktplatze hervor! Erst dadurch, daß jener alte Plan nachträglich geändert und das neue Presbyterium übermäßig in die Länge gezogen wurde, entstand hier jene unnatürliche und gewaltsame Einschnürung des Verkehrs zwischen dem Hochchor und der Platzwand. Hier greifen wir allerdings über die zeitliche Folge unserer Schilderung hinaus, soviel war jedoch zur überzeugenden Darstellung und zum Verständnis der Beziehungen zwischen Kaschau und Xanten nötig.

Als Em. Henszlmann, der sich als erster mit der Baugeschichte des Domes befaßte, im Jahre 1856 nach dessen Vorbild forschte und sich auf seiner Pariser Reise mit seinem Problem E. Leblan anvertraute, wurde er von diesem auf St. Yved in Braisne verwiesen. Seitdem wurde in ungarischen historischen Kreisen dieser nordfranzösische Bau aus der Umgebung von Reims als das unmittelbare Vorbild des Kaschauer Domes angesehen; aus diesem Grunde rückte man die Entstehung desselben lange Zeit bis in das 13. Jh. hinauf, aus dessen erster Hälfte die Kirche zu Braisne stammt (Chor geweiht 1216). Wie wir aber durch die Rekonstruktion des ursprünglichen Bauvorhabens in Kaschau zeigen konnten, liegt ganz bestimmt auf dem Wege zwischen St. Yved in Braisne und Kaschau die Stiftskirche zu Xanten (Abb. 2c); aber selbst Xanten ist höchstwahrscheinlich nicht einmal unmittelbar von Braisne abzuleiten: das Zwischenglied ist allem Anscheine nach wohl der Zentralbau der Liebfrauenkirche in Trier. Es liegt jedoch keinesfalls in unserer Absicht, an dieser Stelle zu untersuchen, wo und wie der Chortyp von Braisne die deutsche Westgrenze überschritten hat; für unsere Zwecke mag der Hinweis genügen darauf, daß rein geographisch genommen Braisne etwa auf derselben Breite liegt wie Xanten und Trier und daß auch zeitlich diese Bauten nicht weit voneinander entfernt sind (Braisne begonnen um 1200, Trier 1242, Xanten 1263), ist doch die Übernahme französischer Bautypen durch Westdeutschland in jener Zeit etwas durchaus übliches. Ungeklärt bleibt allerdings die Frage, wie ein Grundriß aus so früher Zeit um 1400 aufs neue in Kaschau auftauchen konnte; wir

haben jedoch bereits gezeigt, daß der eigentliche Aufbau der Kirche sodann in einer seiner Zeit entsprechenden Form vor sich ging, so daß dieser Entwurf lediglich die grundrißliche Anordnung der Kathedrale in ihrer von der ältesten Hütte geplanten Gestalt betreffen kann. Zur Erklärung möge hier nur soviel gesagt werden, daß der Dombau von Xanten sich durch das ganze gotische Mittelalter hindurch hinzog und daß er erst im 16. Jh. seinen Abschluß fand; im 14. Jh. wurde gerade an seinem fünfschiffigen Langhause am meisten gebaut, — in der Zeit, in welcher der Dom zu Kaschau gegründet wurde, war also Xanten noch ein lebendiges, unabgeschlossenes Programm.

Wir haben festgestellt, daß zum Werk der ersten Kaschauer Hütte auch der untere Teil der beiden Westtürme samt dem zwischen denselben eingeschlossenen Teil der Westschauseite gehören. Beide Türme wurden ursprünglich ganz gleich angelegt und in dieser ersten Bauzeit auch ganz gleich aufgeführt; eine unbedeutende zeitbedingte Stilwandlung, um die sich der Südturm als jünger erweist, zeigt sich in der Ausschmückung der waagrechten Gesimse über dem Erdgeschoß und dem ersten Obergeschoß und auch in der Auffassung der Strebepfeiler; die Strebepfeiler des Südturmes sind von ausgesprochener Vertikalität und viel subtiler als die des Nordturmes. Bei beiden Türmen stammen jedoch auch der Frühzeit der Kathedrale nur die zwei eben genannten Geschoße — die Türme wurden also vorläufig nur bis zur gleichen Höhe wie die Umfassungsmauern und wie wir gleich sehen werden, auch der Westfassade aufgeführt. Der Südturm wächst in der Folge auch weiterhin — obwohl an ihm auch noch später gebaut wurde — im großen und ganzen nach dem aus dem Ende des 14. Jh.s stammenden Plane, der sich nur in Einzelheiten der Spätzeit anpaßt. Besonders sein zweites, vertikal aufgefaßtes Stockwerk und die Strebepfeiler, die in ein Splitterwerk von abgestuften Fialen aufgelöst sind und so den pyramidenartigen Charakter des Turmes formen, sind ganz nach dem ersten Risse aufgeführt.

Von der Westfassade errichtete die erste Hütte das gesamte Erdgeschoß und das erste Stockwerk, d. h. also dessen ganze zwischen den beiden Türmen befindliche Wand bis zur Galerie. Vom ursprünglichen Plan stammen jedoch nur die beiden Seitenportale, die Fenster über denselben, das Mittelfenster sowie die ähnlich wie am Südturm gegliederten Stützpfeiler. Das Mittelportal dieser Fassade ist ersichtlich nachträglich eingefügt. Allein nicht einmal die beiden Seitenportale erhielten sich in ihrer ursprünglichen Gestalt; nach einem von J. MIHALIK auf dem Titelblatt seiner Arbeit aus dem Jahre 1912²¹⁾ veröffentlichten Stich aus dem Anfang des 19. Jh.s

²¹⁾ J. MIHALIK, A kassai szent Erzsébettemplom (Die Kaschauer St. Elisabethkirche). Budapest 1912.

(anderes Bildmaterial über den einstmaligen Zustand dieser Schauseite gibt es leider nicht) haben dieselben dreieckige Wimperge mit Kreuzblumen, so daß sie sich stilistisch gut in die Zeit um 1400 einpassen. Das Maßwerk der drei ursprünglichen Fenster weist durchwegs einfache geometrische Formen auf.

Die Außengliederung der Seitenschiffe und ihrer Chöre ist überall dieselbe; auf der Südseite ist die Kathedrale allerdings durch später angebaute Kapellen verdeckt. Unter den Fenstern läuft überall ein horizontales Gesims, und zwar auch um die Stütz Pfeiler; ein ähnliches, aber mehr durchgegliedertes schließt die Wand unterhalb der leichten, durchbrochenen Galerie ab, welche allein von den komplizierten Fialen der Stütz Pfeiler durchstoßen wird. Vom Maßwerk der Fenster ist kaum ein einziges mehr ursprünglich.

Schließlich ist noch zu vermerken, daß außer dem bereits erwähnten, weiters weder am Chor noch im Innern der Kirche irgendwelche Spuren der Tätigkeit der ersten Hütte vorhanden sind. In der Zeit, als ihr Werk abgeschlossen wurde, standen also nur das Umfassungsmauerwerk des fünfschiffigen Langhauses bis zur Höhe der Galerien sowie die beiden ersten Geschoße der Türme; im Innern aber bestanden weder Pfeiler noch Gewölbe. In dieser Weise geht das Mittelalter gewöhnlich dann vor, wenn es eine alte Kirche durch einen größeren Neubau ersetzen will; so kann nämlich die alte Kirche möglichst lange belassen und zum Gottesdienst der Gemeinde benützt werden, denn der Neubau wächst ohne die alte Kirche zu stören auf den im weiten Umkreis um sie angelegten neuen Grundmauern. Wie wir oben gesehen haben, ist diese Annahme in Kaschau wirklich voll berechtigt; so erklärt sich auch die Nachricht, daß die alte Kirche nach dem Brande um 1380 noch einmal oberflächlich ausgebessert worden ist, da sie wenigstens für die Dauer, bis sie wirklich dem Neubau der Kathedrale weichen mußte, ihren Dienst tun sollte. Dieser Bauvorgang bringt auch Licht darüber, warum der Neubau gerade am südlichen Seitenchor, bei Dienst Nr. 1 begonnen wurde und weshalb die erste Hütte ihr Werk bei Dienst Nr. 24 einstellte. Der Neubau wurde nämlich bei dem südlichen Strebepfeiler des Chores der alten Kirche in Angriff genommen, ohne dessen Mauerwerk in Mitleidenschaft zu ziehen; er nahm dann an der äußeren, südlichen Seite des alten Langhauses seinen Fortgang und auch die neue Westmauer und die beiden Türme wurden so angelegt, daß sie weder das Schiff der alten Kirche, noch deren Westturm berührten. (Abb. 2 a). Die Weststirnseite der neuen Kathedrale wurde hart an die Außenwand des alten Turmes gerückt und in der Mitte des Erdgeschosses, an der Stelle, wo sich der Eingang in diesen Turm und durch ihn in die alte Kirche befand, wurde eine größere, unvermauerte Öffnung ausgespart, so daß das Hauptwestportal füglich erst

in der folgenden Bauetappe eingesetzt werden konnte. Der Bau wurde dann über die ganze Nordseite bis zum Dienst Nr. 24 fortgesetzt, bei welchem er sich wieder an die bestehende Kirche anschloß; gerade an dieser Stelle stand die Nordmauer der alten Sakristei. Der so festgelegte Grundriß der Kathedrale umschloß also die alte Kirche in ihrem ganzen äußeren Umfange und knüpfte an ihr Presbyterium und an die Sakristei an. Durch diesen Verlauf wurde auch die Tätigkeit der ersten Bauhütte begrenzt; die Fortsetzung der Arbeit machte dann schon das Abreißen der alten Kirche notwendig, was doch wiederum längere Zeit in Anspruch nahm. Während dieser Zeit kam es aber dann zur Auswechslung der leitenden Architekten der Hütte und damit zu einer tiefeingreifenden Wandlung im ursprünglichen Bauplan.

Durch das Niederreißen des alten Kirchleins, welches nun gerade eben auf allen drei Seiten vom neuen Mantel des Umfassungsmauerwerks des fünfschiffigen Domlanghauses verdeckt worden war, verlor die Stadt ihre Pfarrkirche. Das alte Bauwerk konnte nicht mehr bestehen bleiben und von der neuen Kirche standen vorerst nur die Außenmauern; dem Neubau fehlte vor allem das Presbyterium, das doch gewöhnlich im Mittelalter als erstes fertig dasteht und so auf lange Frist die ganze Kirche ersetzen kann. Doch auch auf diese Lage hatte man sich in Kaschau im Voraus wohlbedacht vorbereitet; neben der geplanten Kathedrale hatte man nämlich gleich von Anfang an an der Südseite eine zweite, kleinere Kirche errichtet, welche um 1400, als mit dem Bau der Kathedrale begonnen wurde, bereits fertig dastand. Es ist das die heutige St. Michaelskapelle. (Abb. 7 und 9).

Über ihre wirkliche Bestimmung gehen die Ansichten in der Fachliteratur auseinander. Da die Kapelle in ihrer Weststirnseite einen mächtigen Spitzbogen aufweist (Abb. 8), der ein wie nachträglich aufgesetztes Türmchen trägt, so herrscht die Meinung vor, daß die Kapelle eigentlich der Chor einer größeren unvollendeten Kirche sei; die Vertreter dieser Ansicht sind bereit zu glauben, daß die neue Kathedrale zunächst an dieser Stelle gegründet worden, und daß ihr Bau erst später verlassen worden sei, nachdem bereits ihr Chor fertig dastand, und daß erst dann an der Stelle der alten Pfarrkirche der Grund zum Domneubau gelegt worden sei. Ein derartiges Unterfangen wäre aber — sollte diese Ansicht zu Recht bestehen — wohl recht unnatürlich und gar wirr; zum Glück dürfen aber auf die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung keine allzu großen Hoffnungen gesetzt werden, da die Stirnseite unserer Kapelle ganz und gar nichts mit einem hier gesuchten Triumphbogen zu tun hat. Der mit drei Kreuzrippengewölbefeldern eingewölbte Innenraum der Kapelle ist nämlich ganz natürlich durch die Giebelmauer abgeschlossen, die außen an ihren beiden Ecken eine Be-

wehrung von zwei zueinander rechtwinklig versetzten Stützpfeilern hat; zwischen diesen befindet sich in dieser Stirnwand das ursprüngliche Portal, zu dessen Seiten zwei Baldachine für Statuen angebracht sind. Über dem Portal ist eine kreisrunde Fensterrose, welche die ursprüngliche, d. h. mit dem übrigen Bau gleichzeitige Westempore beleuchtet, die an diese Stirnseite im Innern der Kapelle anliegt. Es handelt sich hier also um ein einheitliches, natürlich abgeschlossenes Bauwerk, das nach den üblichen, zeitgenössischen Gewohnheiten für einschiffige Kapellen durchgebildet worden ist. Der erwähnte Spitzbogen, der zu der Meinung verführte, er stelle einen Siegesbogen dar, ist zwischen die Stützpfeiler der Fassade eingespannt und ruht voll auf diesen auf; die Gewölbe des Kapellenraumes können also an diesen Bogen überhaupt nicht anliegen, da er auch etwas vor die eigentliche Mauerflucht der Stirnseite vorspringt. Aufgabe dieses Bogens ist also vielmehr Träger des zweistöckigen Türmchens zu sein; er ist also eher ein dekorativer Bestandteil der Fassade.

Die Bestimmung der Kapelle kann auf viel natürlichere Weise aus ihrer Weihung, aus ihrer Lage im Verhältnis zur Hauptkirche und aus ihrer Raumgliederung erklärt werden. Sie ist dem hl. Michael geweiht, dem Begleiter der Seelen der Hingeschiedenen auf ihrem Wege in die ewige Seligkeit; im Giebelfeld des abgetreppten Portals (Abb. 10) erblicken wir die Gestalt dieses Erzengels mit seinem Flammenschwert, symbolisch die Seelen wägend — zu seiner Rechten eine Schale mit einer guten, von einem Engel mit Palmzweig begleiteten Seele, zur Linken aber eine sündige, die teuflische Mißgestalten umringen; ein gerechtes Urteil fällend, neigt sich der Arm der Waage deutlich nach der rechten Seite. Dieselbe Szene sehen wir zum andern Male noch an einem Ehrenplatz im Innern der Kapelle — als Relief auf dem Schlußstein des Chorgewölbes über dem Hauptaltar. Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, daß die Kapelle von Anbeginn dem hl. Michael geweiht war; das aber spricht dafür, daß sie als Friedhofskapelle, also als Karner gedacht war. Rings um die Kathedrale sollte sich der Friedhof erstrecken, soweit dieser nicht schon bei der alten Pfarrkirche bestand, was wahrscheinlich sein dürfte. Die Kapelle dieses Friedhofes war — im Mittelalter ein allgemein herrschender Brauch — das Kirchlein des hl. Michael, das eigentlich nur durch Zufall zu Beginn des 15. Jh.s vorübergehend als Pfarrkirche der Stadt dienen sollte. Es liegt, wie die Karner ganz allgemein, zur Seite seiner Pfarrkirche; die Kathedrale bildet mit ihm so eine jener bekannten Doppelgruppen von Pfarr- und Friedhofskirche, welche von Alters her im deutschen Donauland und in den von ihm aus gegründeten Städten heimisch war. So wundern wir uns auch gar nicht darüber, daß die Kaschauer Kapelle in gleicher Weise wie jeder andere Friedhofskarner einen unterirdischen Raum besitzt, welcher im Mittelalter für die Aufnahme der

auf dem Kirchhof beim Anlegen neuer Gräber gesammelten Gebeine diente. Dieses Beinhaus lag unter dem Chorschluß der Kapelle und war durch spitzbogige Fenster von der Süd- und Ostseite her belichtet; den Zutritt ermöglichte eine von Außen zugängliche Treppe. Heute sind in ihm Empiregrüfte angelegt; erst im Jahre 1862 wurden in diesen die Bestattungen eingestellt.

Ein Karner bei einer gotischen Kirche wäre in Böhmen für jene Zeit etwas ganz und gar ungewöhnliches, in der Slowakei und im Donaugebiet aber überrascht er nicht. Hier erhalten die Karner im 14. Jh. entweder die Gestalt rechteckiger Kapellen wie z. B. in Čachtice oder sie halten am zentralen Grundriß der romanischen Epoche fest; ein achteckiger Karner aus dem 14. Jh. steht z. B. bei der Pfarrkirche in Freistadt (Hlohovec). Deshalb ist auch der Karner bei der Kathedrale in Kaschau für seine Zeit nichts so besonderes, ganz und gar nichts, was nicht als natürliche und zwangslose Erklärung dieser St. Michaelskapelle angenommen werden könnte.

Die Stilanalyse der Kapelle zeigt, daß sie ein wenig älter ist als der älteste Teil des Domes, d. h. als dessen Südumfassungsmauer des fünf-schiffigen Langhauses; ihr Baubeginn ist also unmittelbar nach dem Brande der achtziger Jahre des 14. Jh.s, ihre Vollendung um die Jahrhundertwende, anzusetzen. Die tektonische Formung der Masse stützt sich hier nämlich immer noch auf jenen linearen und abstrakten Stil, welcher z. B. in Böhmen schon im dritten Viertel des 14. Jh.s bei der Maria-Schneekirche in Prag und im Chor der Pfarrkirche zu Pilsen seinen Höhepunkt findet, ein Stil, der in Kaschau jedoch bereits einige Zeichen von Zersetzung, also seiner Spätzeit, aufweist. Der Raum ist noch mit Kreuzrippengewölben überspannt. Die von dekorativen Schlußsteinen zusammengefaßten Birnstabrippen laufen an den Wänden als lineare, ebenfalls birnstabig profilierte Wanddienstbündel bis zur Erde herab (Bild 7); unterhalb der Fenster umläuft diese mit demselben Profil ein waagerechtes Gesims, am Boden gehen sie mit einem profilierten Zwischenglied in den aufgespaltenen Sockel über, der ihrer Grundrißform folgt — der Vertikalismus des Dienstbündels unterwirft sich also jede Horizontale, jedes tektonische Glied. Ein einziges Element überwindet den jäh aufstrebenden Wuchs des Rippenbündels; es ist das der Ring des dekorativen Kapitells, welcher in ihm ohne Halt und Bedeutung sitzt. Dieses Kapitell ist für alle Einzelstäbe des Bündels gemeinsam, es umspannt sie mit seinem runden Gesims und seinem Fries stilisierten und vertrockneten Laubwerks, welches sich zu Krabben aufbauscht und in unnatürlicher schematisierter Bewegung erstarrt, wie dies in der gotischen Architektur des letzten Viertels des Jahrhunderts gewöhnlich ist. Die Ausmaße dieser Kapitelle sprechen dafür, daß sich der Architekt

des Gegensatzes zwischen denselben und dem vertikalen Aufstreben der Dienste wohl bewußt war, d. h., daß er bereits darnach trachtete, das lineare System der nachklassischen Ära zu durchbrechen. Im übrigen war der Baumeister ja noch voll und ganz und seiner ganzen künstlerischen Veranlagung nach Anhänger dieser nachklassischen Zeit bis zu dem Maße, daß er z. B., das Birnstabprofil des Wanddienstes nicht zu verlassen und es gegen einen glatten, zarten Rundstab zu vertauschen wagte, so wie dies wenig später jener Architekt tat, der das System der Umfassungsmauern der Kathedrale entwarf. Zwischen der Kapelle und der Kathedrale liegt also eine wichtige Entwicklungsstufe, die nicht gestattet, die Errichtung der Kapelle der ersten Dombauhütte zuzuschreiben; diese Hütte kam vielmehr nach Kaschau zu einer Zeit, in welcher der Bau der St. Michaelskapelle bereits im Gange war.

Die Herkunft des Meisters der St. Michaelskapelle läßt sich nur in ganz groben Umrissen festlegen. Sein Stil stützt sich, wie wir sehen, auf die nachklassische Entwicklungsstufe der gotischen Baukunst, welche einstige tektonische, also konstruktive Formen in einer bereits rein dekorativen Weise verwendete. Diese Schulung des Meisters kommt in der Westfront der Kapelle in gleicher Weise zum Ausdruck wie in ihrem Innern durch das Sedile an der Südwand; beide sind einander eng verwandt. Das Sedile wird durch drei spitzbogige Bogenstellungen gebildet, deren Bogenfelder von doppelt übereinander angeordneten Dreipaßmaßwerk ausgefüllt sind; über ihnen erheben sich steile, mit dichtem, reich ornamentalem Laubwerk an Stelle der Krabben überdeckte wimpergartige Giebelchen, die von einer groben Kreuzblume mit beinahe noch flamboyantem Blatte bekrönt sind. Das Fensterkaffgesims bildet um die Arkaden einen rechteckigen Rahmen, so daß deren aufstrebende Bewegung nicht mehr ihren natürlichen Ausklang finden kann; die Innenfläche der Umrahmung füllt ein Motiv von vier Säulchen gleichsam wie mit vier Fialen aus. Diese Säulchen ruhen auf eigenen Konsolen und haben mit der Architektur der Sitznischen gar nichts gemeinsam; sie sind rein dekorative, untektonische, den Horizontalismus der Komposition verstärkende Einlagen, die einen Eingriff in den festen Aufbau der Architektur darstellen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier der Architekt bei seinem Entwurfe das Sedile aus dem Südchor von Marburg im Sinne hatte, welches im Jahre 1397 errichtet worden ist²²⁾; einige dortige Motive, wie z. B. das übereinander angeordnete doppelte Maßwerk oder die konsolenartigen Fialen zwischen den Giebelchen finden in Kaschau ähnliche, wenn auch vergrößerte Formen. Dieses Kaschauer Sedile wurde dann später im Chor der Pfarrkirche im unweiten Göllnitz wiederholt. In gleichem Maße untektonisch ist auch die Auffassung der Westschauseite

²²⁾ H. GIESAU, Die Elisabethkirche zu Marburg, Deutsche Bauten, Bd. 23, 1938, Bild auf S. 79.

der Kapelle. Ihre eigentliche Wand kommt nur in soweit zur Geltung, als dies der spitzbogige Ausschnitt aus der sich auf die beiden seitlichen Strebepfeiler stützenden Vorderkulisse erlaubt. In diesem Rahmen hält sich auch ihre dekorative Ausgestaltung; diese setzt sich aus isolierten Elementen zusammen, die ohne gegenseitige Beziehung, ohne rechten Halt in der gegebenen Fläche sitzen. Der Vertikalismus des Mittelportales stößt auf das unmittelbar über demselben angeordnete richtungslose Rundfenster und die beiden Seitennischen mit ihren Baldachinen bilden mit dem Mittelteil des Portalgiebels eine nahezu horizontale Komposition. Zu Seiten dieses Giebels stehen wiederum auf selbständigen Konsolen zwei türmchenartige Fialen, ähnlich denen, welche die Giebelchen an den Bogenstellungen des Sediles begleiten; auch hier sind diese also in ganz untektionischem Sinne angewandt und ihre vierschrötige, breit behäbigen Prismen stehen in sonderbarem Gegensatz zu dem überhöhten Portalgiebel.

Ähnlich ist auch die Durchbildung der zwischen die beiden seitlichen Stützpfeiler verspannten Vorderkulisse. Schon allein dieser — sicherlich recht originelle und wirksame — Gedanke ist im Grunde genommen, dekorativer Art. Die Schauseite der Kirche wird in zwei Ebenen zerlegt, von welchen die eine die andere überdeckt, ähnlich wie wir es bereits beim Maßwerk der Sedilien im Innern der Kapelle gesehen haben; es handelt sich hier also um eine ausgesprochene Tiefenanlage, welche mit der Wirkung des energischen Schattens rechnet, den der Ausschnitt der Vorderebene auf die Rückwand wirft. Ebenso untektionisch sind auch die beiden Strebebogen, welche zwischen sich das Prisma des Türmchens einschließen; ihre Öffnungen haben dieselbe dekorative Aufgabe wie der große spitzbogige Ausschnitt zwischen den Strebepfeilern der Fassade. Das Türmchen selbst hat ganz glatte Wände ohne jegliche tektonische Bindung, ihre Baldachinnischen sitzen in der Fläche ohne Halt; das Maßwerk der Oberfenster ist nicht ursprünglich. Dem Gesamtaufbau kann ein bewußtes Hinzielen auf malerische Wirkung nicht abgesprochen werden: es gründet sich auf dem Spiel von Licht und Schatten, auf dem wechselseitigen Eindruck von hervortretenden und zurückspringenden Flächen, auf ihrer kulissenartigen, perspektivischen Tiefenanordnung, die optische Effekte anstrebt. Bei all diesen Rücksichten, die der Meister dieser Kapelle auf die formalen Ansprüche des Linearstiles nimmt — eines Stiles, dem er vor allem durch das erstaunliche vertikale Emporstreben des Raumes und aller Bauglieder der Kapelle, — des Tympanons wie der Arkaden des Sediles, der scharfbogigen Fensterwölbungen wie der Verhältnisse der Westfassade — gerecht zu werden sucht, — bei alle dem ist daraus, wie sich der Meister dabei anstellt, wie er mit den einzelnen Baugliedern umgeht, ersichtlich, daß es sich bereits um einen Künstler neuen, spätgotischen Wesens handelt, selbst wenn er

immer noch aus dem Formenvorrat des Linearstiles schöpft. Es ist ein bis zum äußersten eigenschaffender Meister, der kein Interesse mehr an der tektonischen Bindung der einzelnen Bauglieder hat, ein Mensch, der die Masse nicht mehr mit seinem Tastsinne erfaßt, dem das Gefühl für ihre Dichte, ihre Fülle, ihre natürliche Schwere bereits abgeht; seine innere schöpferische Welt gründet sich auf optische Werte; sein Schaffen bedient sich der Lichtmalerei des bewußten Wechsels von Licht und Schatten. Damit reiht sich dieser Meister unter die Wegbereiter der neuen Kunst, die nach der Mitte des 14. Jh.s im mitteleuropäischen Raume heranwächst und die im Schaffen Peter Parlers ihre erste, frühzeitige Blüte erschloß.

Zwischen dem Meister von St. Michael zu Kaschau und der Prager Parlerhütte lassen sich jedoch noch bestimmtere Beziehungen aufdecken, die darüber Zeugnis ablegen, daß einige formale Eigenheiten Prags diesem Meister nicht unbekannt geblieben sind. Ich denke hier vor allem an die dekorative Profilierung der Gewölberippen der Kapelle. Vor dem eigentlichen Vielecksschluß hängt hier nämlich ganz frei im Raum von der Mittelrippe ein ausgeschnittenes aus spitzbogigen Nasen von Dreipaßbogen zusammengesetztes Maßwerk, eine Art von steinernem Spitzenwerk herab, welches das feste Rippenprofil zerfasert. Diese rein dekorative Lösung hat ihren Ursprung in der Parlerhütte zu Prag, und zwar in der St. Wenzelskapelle des Prager Domes; seitdem begleitet sie durch das ganze dritte Viertel des 14. Jh.s jeden monumentalen Parlerbogen (die Strebebogen des Prager Domes, das Portal der dortigen Teinkirche). Genau in derselben Weise wie in Kaschau finden wir diese Art bei den Rippen des Ostchores von St. Sebald in Nürnberg, einer Kirche, die allem Anscheine nach ebenfalls zu den Werken des Parlerkreises gehört; der Bau wurde im Jahre 1379 geweiht. Mit diesem Jahr ist also auch das unmittelbare Vorbild für die Kaschauer Gewölbe zeitlich festgesetzt²³⁾.

In der Kunst des Meisters der Kaschauer St. Michaelskapelle fanden wir also außer den allgemeinen Merkmalen seiner Zeit auch einige für seine Schulung sehr charakteristische Kennzeichen. Er nimmt Stellung gegen den zeitgenössischen Dynamismus und gegen die Vorliebe für das Lineare des nachklassischen Stiles und stützt sich einerseits auf die neuen Möglichkeiten der Kunst des dritten Viertels des Jahrhunderts mit ihrer neuen Haltung gegenüber den Problemen von Licht und Schatten, andererseits schöpft er nach einer konkreten Formfibel aus der mitteldeutschen Kunst des Marburger-Nürnberger Kreises, also aus dem Randgebiete der Einflußsphäre der böhmischen Parler-Hofschule. Es sind allerdings nur sehr frühe Spuren dieser böhmischen Kunst, die im Formenschatz unseres Meisters

²³⁾ W. FRIES, Die St. Sebalduskirche zu Nürnberg, Deutsche Bauten, 10. Bd., 1928.

zurückblieben und mit dem Abschluß seiner Tätigkeit in Kaschau verschwinden auch diese wiederum aus der Formensprache der Kathedrale, denn deren erste Hütte ist ganz anders gerichtet. Diese wenigen frühen Spuren sind jedoch um so interessanter deshalb, weil in der weiteren, am Bau der Kathedrale beteiligten Hütte uns im Gegensatz hiezu wiederum sehr späte Verarbeitungen dieser Formensprache der böhmischen Hütte entgegentreten, die sich in Kaschau und an vielen anderen Bauten Ostungarns nach und nach in eine nationale ungarische Gotik abwandeln.

Stellen wir uns vor, daß während wir so über die Bauart der St. Michaelskapelle und ihren Meister Erwägungen anstellten, inzwischen das alte einschiffige Kirchlein, welches immer noch seit Einstellung der Tätigkeit der ersten Dombauhütte eingeschlossen innerhalb der neuen Umfassungsmauern dastand, abgerissen, und daß so der ganze Bauplatz für den Neubau freigemacht worden ist. Wir sagten bereits, daß hiezu immerhin etwas Zeit nötig war: nun aber sollte der Bau der Kathedrale ohne Unterbrechung und in raschem Tempo seinen Fortgang nehmen, da sich die Stadt auf längere Zeit nicht mit der kleinen St. Michaelskapelle begnügen konnte, sollte diese wirklich zugleich als Pfarrkirche dienen. So war es also sehr am Platze, für die nunmehr durchzuführende große Aufgabe vorher noch einmal richtig Atem zu holen, besonders was die geldliche Sicherung anbetraf. Diese Pause sollte aber auch gleichzeitig zur künstlerischen Verjüngung der Hütte benützt werden.

Wir haben bereits bemerkt, daß vom fünfschiffigen Langhaus der Kathedrale bis jetzt gerade beinahe der vollständige Außenmantel des Mauerwerks stand, und daß die Kathedrale in ihrer ursprünglichen Planung ein wirklich nicht besonders originelles Bauwerk werden sollte. Sie war oder sollte eigentlich eine, wenn auch stilmäßig ihrer Zeit angepaßte Replik der Xantener Stiftskirche werden, im großen und ganzen mehr ein geschichtlich interessantes, denn wertvolles Werk von jedenfalls doch stark epigonalem Charakter und von einer nur ganz geringen eigenschöpferischen Kraft werden. Wenn wir heute über die Kaschauer Kathedrale eine doch ganz andere Ansicht haben — natürlich um von jenem aus dem Mittelalter hervorgegangenem Bauwerk zu sprechen — wenn wir ihre außergewöhnliche Raumordnung, ihren zentralisierenden Grundriß und ihren ganz eigenartigen, in der böhmischen und mitteleuropäischen Gotik jedenfalls ganz ungewöhnlichen Stil bewundern, so geschieht das eben deshalb, weil sie nicht nach ihrem ursprünglichen Plane fertiggebaut worden ist. Denn gleichzeitig mit der Ablösung der Bauhütte wurde auch der von ihr ausgearbeitete ursprüngliche Entwurf der Kathedrale aufgegeben; in dem Rahmen, der durch die bereits fertigen Umfassungsmauern gegeben war, erwuchs in der Folge ein Werk, welches

nicht nur eine glückliche Kompromißlösung des alten Grundrißes mit dem neuen Raumideal darstellt, sondern das auch ein einzigartiger Zeuge der geradezu phantastischen Erfindungskraft, der glücklichen Hand und der schöpferischen Potenz des Mittelalters ist. Einen fünfschiffigen basilikalen Raum, der im deutschen Kunstkreis des 13. Jh.s ein kleines Weltwunder war, empfand man zu Beginn des 15. Jh.s sicherlich bereits als etwas vollständig veraltetes. Das Zeitinteresse war schon längst auf ganz andere Dinge gerichtet; sein Ziel war jetzt ein womöglich einheitlicher, in sich geschlossener, richtungsloser Raum, losgelöst aus der Abhängigkeit vom Rythmus der tektonischen Modellierung der umhüllenden Masse, ein freier und frei sich nach allen Richtungen hin erstreckender, vor allem ausgeglichener Raum, der in sich ruht ohne sich vom Dynamismus der Gewölbe mitreißen zu lassen und ohne in das System paralleler, seitlich wie zusammengepreßter Gänge des basilikalen Systems zu zerfallen. Und doch drohte jetzt gerade dieses Schema dem Raum der Kathedrale mit seinen alleräußersten Folgerungen, — handelte es sich hier doch nicht nur um eine dreischiffige, sondern sogar um eine fünfschiffige Anlage. Eine Zeit, der so plötzlich die Augen aufgegangen waren, mußte trachten diesen Folgerungen um jeden Preis aus dem Wege zu gehen, — das erklärt auch die Auswechslung der leitenden Architekten der Hütte. Für das weitere Schicksal der Kathedrale bedeutete dies, wie wir wissen, ein außerordentliches Glück, — wenn wir diesen Vorgang lediglich vom Gesichtspunkte des künstlerischen Fortschrittes aus betrachten wollen; wir dürfen aber dabei doch nicht verschweigen, daß sich dabei gleichzeitig in den gesunden Baukörper heimtückische Keime der Verderbnis einschleichen, die später zur inneren Aushöhlung seines Organismus führen, bis er schließlich in seinem ganzen natürlichen Gefüge bedroht ist. So fällt auf diese sonnigen Tage der Reife in der Kunst der Hütte bereits ein drohend dunkler Schatten der dereinst kommenden Katastrophe.

Die Stiländerung wird schon bei den allerersten von der neuen Hütte ausgeführten Arbeiten augenfällig, also noch an der inneren, nördlichen Apside, wo sie an die Stelle anknüpfen mußte, an welcher die alte Hütte ihre Arbeit eingestellt hatte. Der Dienst Nr. 25 ist bereits ganz anderer Art, als die noch von der ersten Hütte errichteten Dienste. Das Profil der Einzelstäbe der Dienste wurde im Sinne des Spätstiles stark vereinfacht, alle Birnstabprofile, tiefe und jedwede scharfe, kleine Fältelung kam in Wegfall, auch die Form der Basen wurde abgeändert, die kanellierten Sockel wurden durch einfache walzenförmige abgelöst. Doch nicht einmal diese Art von Dienst, welche in einer einfachen Abart noch bei Dienst Nr. 28 Anwendung fand, sollte endgültig sein; sie war lediglich sozusagen eine Versuchsform seines Übergangscharakters, während das endgültige Profil erst

bei den Diensten Nr. 26, 27, 29 und weiterhin überall am Bau auftritt: so bei den Diensten des Siegesbogens wie auch bei den die Pfeiler der Bogenstellungen des Schiffes begleitenden Diensten. Es ist dies eine Form, die ganz allein nur für die zweite Kaschauer Hütte kennzeichnend ist. Der Dienst ist nicht mehr tektonisch durchmodelliert, er hat aufgehört ein einfaches Bündel von verlängerten Rippen zu sein, die an den Wänden herab zu Boden laufen; er ist vielmehr ein vierseitiges Prisma (die Hälfte eines regelmäßigen, in der Diagonale gespaltenen Achtkants), welches an den Kanten mit kleinen Walzen versehen ist, an welche die Rippen ohne die Einschaltung eines Kapitells anlaufen. Der Dienst gehört hier also bereits nicht mehr zum Gewölbe, sondern vielmehr zur Wand; das Gewölbe hat sich von ihm getrennt und die Zeichnung der Gewölbefigur ist nicht mehr an seine Gliederung gebunden, sondern stellt ornamentale, ganz frei untektonisch gestaltete Muster zusammen.

Eine viel wichtigere Änderung aber trat in der Auffassung des Innenraumes ein. Die zweite Bauhütte war hier vor eine wirklich nicht leichte Aufgabe gestellt, die sicher schwieriger als die mancher anderer vor ähnliche Aufgaben gestellten Hütte war. Aus einer Unzahl von Beispielen wissen wir, daß gerade in dieser Zeit allenthalben die alten dreischiffigen Basiliken zu Hallenkirchen umgestaltet werden; dieser Umbau stößt bei einer dreischiffigen Anlage auf keinerlei Schwierigkeiten und erfordert lediglich die Aufstockung der Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes. Dieses Rezept mußte allerdings in Kaschau versagen; ein fünfschiffiger Bau läßt sich nicht so ohne weiteres in eine Halle abändern, um so weniger, wenn bereits jedes Seitenschiff ganz individuell mit einer eigenen Apside abgeschlossen ist. Auch die zentrale Anlage dieses Apsidenkranzes mußte der Bauhütte eher als Hindernis denn als Erleichterung ihrer Aufgabe erscheinen. Doch die neuen Architekten wußten sich durch eine ebenso geistvolle wie originelle Lösung Rat zu schaffen: sie entledigten den Raum seiner in die Tiefe strebenden Dynamik in der Weise, daß sie das hohe Mittelschiff inmitten seiner Länge durch ein ebenso hohes Querschiff durchschnitten und so einen kreuzförmigen Grundriß mit einem ausgesprochen zentralen Mittelpunkt entwickelten (Abb. 5). Zwischen den Armen dieses Grundrißkreuzes entstanden so vier niedrigere, (sich den beiden Hauptschiffen basilikal unterordnende) Seitenräume, die in zentral symmetrischer Abhängigkeit stehen; sie sind annähernd quadratischen Grundrisses, dessen Gleichmaß bei den beiden östlichen durch die Ausbauten der Apsiden eine Abwandlung erfährt. Unsere Hütte faßte jeden dieser Räume als Raumganzes auf und wölbte sie auf Mittelsäulen, also wiederum in zentralem Gedanken, ein. Das fünfschiffige Schema der Kathedrale zerfiel so in statische, in sich geschlossene, zentral symmetrische Raumgebilde; das erstrebte Ziel war also erreicht.

Allerdings führte diese Lösung noch zu weiteren Folgen, so vor allem im Rhythmus der Bogenstellungen der beiden Hochschiffe. Die Breite des Querschiffes wurde nämlich dadurch erzielt, daß die beiden einstens geplanten Gewölbefelder zwischen den Diensten 9 und 10 (bzw. 19 und 20) in ein einziges zusammengeschlossen wurden; dem so entstandenen Vierungsquadrat mußten sich dann in der Folge auch die Öffnungen der Bogenstellungen in den Wänden des verbleibenden Mittelschiffes anpassen, denn nach dem ersten Plane wären die Normaltravées hier zu schmal. Deshalb kamen an Stelle der ursprünglich angesetzten drei Bogenstellungen im östlichen wie im westlichen Flügel des Mittelschiffes (nunmehr nur zwei Arkaden zur Ausführung; diese waren freilich, wie gegeben, breiter und höher als die vorher geplanten. In den Armen des Querschiffes aber trat an den Platz der einstens vorgesehenen zwei Bogenstellungen jetzt ein einziger Bogen. Dadurch wurde nun ja freilich der innere konstruktive Verband des Bauwerkes stark gestört, denn die Innenstützen entsprachen nicht mehr den Stützpfailern des Außenbaues, die, wie wir wissen, in jener Zeit bereits aufgeführt waren, und auch die Gewölbefiguren, besonders die der östlichen Seitenräume, entbehrten so eines hinreichend regelmäßig aufgeteilten Stützenwerkes. Allein die Zeit, die sich bereits rückhaltlos für die Ausdrucksform des Spätstiles entschieden hatte, erblickte in diesen Schwierigkeiten keine unüberwindlichen Hindernisse — das Gefühl für Tektonik war längst dahin; mit kühnem Griff schuf der Architekt in stolzer Alleinherrschaft weite Räume, ohne sich durch derartige Geringfügigkeiten beirren zu lassen.

Diese Umbildung des Raumes der Kathedrale kam naturgemäß auch an derem Äußeren zum Ausdruck. Hier trat jetzt das hohe Querschiff als eine das gleichhohe Mittelschiff in Kreuzesform überschneidende Masse in Erscheinung; es ergab sich dabei auch die Notwendigkeit dieses Querhaus an den Seiten durch frontale der Westfassade angegliche Schauseiten abzuschließen. So hatte jetzt die Kathedrale statt eines Antlitzes plötzlich deren drei. Daraus ergaben sich folgerichtig und mit Notwendigkeit auch drei Haupteingänge: außer dem noch unfertigen Hauptportal der Westseite (Abb. 19) nunmehr auch zwei Seitenportale der Süd- bzw. Nordseite, welche dem Westportal an Größe und Wichtigkeit völlig gleichwertig waren. Auch in der Stellung der beiden Westtürme tritt jetzt eine Wandlung ein: sie sind jetzt nicht mehr nur einfache vierseitige Prismen an den Ecken der einzigen Schauseite, sondern sie erscheinen jetzt als spitze Nadeln in den Zwickelräumen zwischen den Armen der beiden Hochschiffe der Kathedrale.

Aus dem neuen räumlichen Leitgedanken ergibt sich mithin für diese zweite Kaschauer Hütte als notwendige Folge eine Menge von Teilauf-

gaben — Aufgaben, deren Lösung allgemein bisher noch nicht in Angriff genommen war, die aber vielleicht gerade deshalb äußerst dringlich waren. Die Hütte löste sie rasch und in einer Weise, die alle Anerkennung verdient; noch bevor die für den Dombau so günstige Zeit verstreichen konnte, hatte sie beinahe sämtliche dieser Probleme nicht nur gelöst, sondern auch bereits in Wirklichkeit umgesetzt. Für die Kathedrale war es bestimmt ein großes Glück, daß sich die Erfindungskraft der leitenden Architekten gerade in dieser für ihr weiteres Schicksal so bedeutungsvollen Zeit auf einen derart reichen Formenvorrat stützen konnte, der vordem von der zeitgenössischen Kunst Böhmens und deren schlesisch-polnischen Ableger angesammelt worden war.

Über die Stilrichtung der zweiten Kaschauer Hütte gewinnen wir ein klares Bild bei der Analyse der drei großen Portale der Kathedrale²⁴⁾; denn bei diesen waren die Architekten am allerwenigsten an den bereits fertigen Bau gebunden. Diese Portale sind in ihrer konstruktiven wie formalen Durchbildung ganz und gar selbständige Einheiten, die auf die Oberfläche der bereits fertigen älteren Wände der Kirche aufgesetzt wurden als in sich geschlossene Werke von eigener Art, und welche mit Ausnahme des Nordportales, das allein bei seiner Gestaltung das dekorative Netzwerk der übrigen Schauwand berücksichtigt, im übrigen in keiner Weise formmäßig mit der sie umgebenden Wand zusammenhängen.

Was beim ersten Blick an diesen Portalen überrascht, ist ihre erstaunliche zeichnerische Kompliziertheit. Es wäre sicher nicht leicht, ihre Grundform in einfachen geometrischen Begriffen auszudrücken. Zergliedern wir die einzelnen zeichnerischen Figuren, welche die Hauptlinien dieser Portale bilden, so sehen wir, daß die ganze Komposition eigentlich dadurch entstanden ist, daß einige verschiedene Portale hintereinander und ineinander ähnlich den Kulissen eines Theaterprospektes aufgestellt worden sind. Vor allem ist dies bei dem verhältnismäßig einfachsten Westportal (Abb. 11 und 12) ersichtlich: seine innere Grundform, die von einem rechteckigen, mit seitlichen Viertelsbogen versehenen Rahmen gebildet wird, wiederholt sich in einer, nur wenig nach vorne gerückten Schichte, wobei sie oben bereits um eine spitzbogige Nische bereichert ist; über diese zweite Ebene legt sich eine dritte, der sich die beiden komplizierten, mit dem gezahnten Zinnenkranz verbundenen, Seitenfialen zuordnen. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Südportal (Abb. 15 und 16), welches als Doppelportal allerdings etwas komplizierter ist; auch hier schieben sich verschiedene Zeichenebenen ineinander.

²⁴⁾ Vgl. auch V. und D. MENCLOVI, O účasti Slovenska na vzniku pozdně gotické architektury (Über den Anteil der Slowakei an der Entwicklung der spätgotischen Baukunst). Štenc's „Umění“ (Die Kunst), Prag 1938, Sammelwerk Dr. Zd. Wirths, S. 61 ff.

Dabei wurde allem Anscheine nach bereits dem Plane Rechnung getragen, das Werk in dem hängenden Schlußstein der dieses Portal schützenden Vorhalle gipfeln zu lassen.

Das Nordportal (Abb. 13 und 14), ebenfalls ein doppeltes, besitzt keine derartige Vorhalle und ist von einer einzigen Archivolte abgeschlossen, aber auch diese ist oben wie seitlich von einem weiteren mit Zinnen bekrönten Rahmen eingesäumt, der über ihr in einem Staffelgiebel endigt.

Die einzelnen zeichnerischen Formen dieser Portale sind für sich allein genommen, sehr dekorativ. Der Sinn für klassische Tektonik, für festem logischen Aufbau und Verband ist, ohne hier eine Spur zu hinterlassen, unwiederbringlich dahin, — die Komposition ist dekorativ und untektionisch. Auch die aufstrebende vertikale Tendenz der Portale des 14. Jh.s ist verschwunden, in der Zeichnung macht sich die Horizontale geltend; die aufsteigenden Kurven der Bogen sind unterbrochen, die Horizontalen durch Zinnenkränze betont, die Fialen unterdrückt und an den Rand der Archivolten ist das Spitzenwerk des kleinen Bogenfrieses gehängt, welches wie ein zierlicher Vorhang die Hauptumrisse begleitet und em aufsteigenden Streben das entgegengerichtete Motiv des Herunterhängens entgegengesetzt. Auch die plastische Gliederung der Masse nimmt nach oben zu keineswegs ab, sondern im Gegenteil, je höher oben um so höher und gegliederter ist auch das Relief des Portales. Dabei erreichen diese Wirkung wiederum Mittel ganz untektionischer Art: die tragenden Einzelglieder der Oberrahmen ruhen konsolartig auf den darunterliegenden Ebenen der Architektur, sie sind sozusagen mit ihrem ganzen Körper an die eigentliche Masse des Portales nur angeklebt. In diesem Sinne sind diese Konsolen ohne innere Berechtigung, tektonisch sinnlos und hängen gewissermaßen frei im Raum.

Der tektonische Aufbau der Architektur wurde hier also bewußt vernachlässigt und es ergab sich die Notwendigkeit, an seine Stelle ein anderes struktives System anzuwenden, welches das Chaos der jedem tektonischen Bestreben entgegengerichteten zeichnerischen Formen in ein geschlossenes künstlerisches Ganzes binden konnte. Dieses System bot sich in der Ausnützung optischer Werte, in der Wirkung von Licht und Schatten. Die malerischen Wellenlinien der Zeichnung wurden durch ebenfalls malerische Mittel zu einer Einheit verschmolzen; die Komposition stellt nunmehr den Auffall des Lichtes als einen ungemein wichtigen Faktor in Rechnung. Und so werden die einzelnen zeichnerischen Kulissen gegenseitig voneinander durch tiefe Kehlen geschieden, deren aufgeblähte Tiefungen in dunkelm Schatten liegen; diese Kehlen sind derart energisch in die Masse des Portales eingeschnitten, daß sie eigentlich Räume für sich darstellen — in Schatten versinkende Räume, vor denen sich ein reiches Spiel von de-

korativem, die Schwingung der Archivolte begleitenden Spitzenwerk abhebt. Im Gegensatz zu diesen energisch eingeschnittenen Kehlen sind die zeichnerischen Formen der einzelnen Ebenen des Portales fein und reich profiliert; sie sind in ein System von parallelen, linearen Gliedern zerlegt, wo jedes in vollem Lichte steht, so daß eigentlich das ganze Portal sich mit den hellen Linien subtiler Profile auf dem sattdunkeln Hintergrunde der Kehlen abzeichnet. Beurteilen wir nach diesen Gesichtspunkten die Funktion der einzelnen Portalglieder, so verstehen wir auch die Bedeutung des Spitzengehänges, welches die Archivolte einsäumt: frei ajour und reich durchbrochen sprühen sie in hellen Linien vor dunkelm und beschattetem Hintergrunde und werfen auf die unteren Flächen des Portales ein abwechslungsreiches Schattenspiel, das die vielfältige Zeichnung der Architektur selbst mannigfach kreuzt und malerisch unterteilt. So gewinnt das bereits zeichnerisch so ungemein komplizierte Portal in den spielerischen Schattenrissen ein weiteres, dekorativ äußerst wirksames Motiv.

Der die Kaschauer Portale entwerfende Architekt beherrschte also unbestreitbar bereits vollkommen souverän alle Ausdrucksmittel, die ihm das Licht bot; mit anderen Worten, er war ein ausgesprochen spätgotischer Künstler. Wir können seiner künstlerischen Schulung auf die Spur kommen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß der Weg zu dieser neuen Auffassung der Architektur zuerst in der Prager Parlerhütte beschritten worden ist. Das Südportal des Prager Domes (1367) ist wahrscheinlich das älteste Portal dieser Art überhaupt; das fortgeschrittenste aller Parlerportale ist jedoch das Nordportal der Teinkirche in Prag (um 1380) mit seiner ausgesprochen untektionischen Tiefenanlage und seiner vollkommenen Ausnützung aller von der neuen, optischen Architekturauffassung gebotenen Möglichkeiten. Auch in Deutschland entstehen in dieser Zeit im Tätigkeitsbereich der Parlerhütten Portale, die jenen von Prag verwandt sind: so bei St. Sebaldus in Nürnberg (Brautpforte um 1370), beim Dom in Augsburg (um 1390) und bei der Liebfrauenkirche in Frankfurt am Main (undatiert).

Doch alle diese Portale sind im Vergleich zu den Kaschauer noch einfach und archaisch, wenn sie auch bereits in weitem Maße die Ausdrucksmittel der Spätgotik anwenden; von ihnen bis nach Kaschau führt keine gerade Bahn. Die Entwicklung machte einen Umweg, und zwar über Krakau, wie wir bereits seinerseits in einer Sonderstudie gezeigt haben²⁵⁾. Dort gründete nämlich der Wojwode Stibor um die Wende des ersten und zweiten Jahrzehnts des 15. Jh.s bei der alten Kazimierer Augustinerkirche eine Gruftkapelle, die sogenannte „węgierska“ (die ungarische der Wojwode

²⁵⁾ V. und D. MENCLOVI, O účasti Slovenska, S. 61 ff.

starb im Jahre 1414); gleichzeitig mit dieser Kapelle entstand auch die mit zwei Portalen geschmückte Südvorhalle der Klosterkirche (Abb. 17 und 18). Diese beiden Portale, das innere wie das äußere, sind die unmittelbaren Vorbilder für die eben betrachteten des Kaschauer Domes. Hier finden wir die Keime für deren Profilierung und Zeichnung, hier nimmt auch bereits jene Kaschauer Planschichtung ihren Anfang, die durch Einschabung eines Portales in ein zweites entsteht, wobei beide von ungleicher Form sind. Abgesehen davon, daß es in Anbetracht der zeitlichen Folge unwahrscheinlich ist, daß noch Stibor selbst (ein polnischer Edler in Sigismunds Diensten, der im nordwestlichen Teile Ungarns begütert war), die künstlerische Verbindung zwischen Krakau und Kaschau oder vielleicht sogar den Austausch der Steinmetzen vermittelt haben könnte, und ohne unserer Vermutung, es habe sich hier eher um einen Austausch anderer Art gehandelt²⁶⁾, weiter nachzugehen, müssen wir die Kaschauer Portale jedenfalls als eine dekorative Ausarbeitung der durch die Kazimierer gegebenen Vorbilder ansehen. Das Bindeglied zwischen diesen Portalen und jenen der Parlerhütte finden wir in der Ausgestaltung des Sarkophages der hl. Ludmilla in der Prager St. Georgskirche. Dieser Sarkophag ist zwar an sich kein Parlersches Werk, er bot aber einem Architekten, der sich in Prag mit dem optischen Aufbau der Parlerportale bekannt gemacht hatte, die Möglichkeit, einige zeichnerische Grundformen in Anwendung zu bringen (z. B. die in den Eselsrücken auslaufende und in den Bogenansätzen durch kleine Viertelsbogen gebrochene Archivolte, die für Kazimier und Kaschau so kennzeichnend ist). Ein typisch parlerisches Detail ist im Gegensatz hiezu das freie Bogenspitzenwerk, welches wir in Kaschau als Saum der Archivolten des Süd- und Nordportales gesehen haben; seine abstrakte Form hält sich hier noch zu einer Zeit, in welcher anderswo bereits zu realistischen, aus der Profenbaukunst abgeleiteten Motiven (Gesimse mit gezahntem Zinnenkranz, wie wir diese zuerst in Kazimier finden) gegriffen wird.

Diese beiden Namen, Prag und Krakau, kennzeichnen uns also den künstlerischen Werdegang des Meisters der Kaschauer Portale. Zu seinen weiteren dekorativen Arbeiten in der Kathedrale gehört der Steinbalkon, der ursprünglich unterhalb des zweiten Fensters in der Nordwand des Ostarmes des Langhauses versetzt war (heute befindet er sich unter dem Mittelfenster dieses Traktes). Seine durchbrochene Brüstung, die sich aus Maßwerkmotiven der Galerien der Prager Parlerhütte zusammensetzt, ist durch kleine vierkantige, mit Fialenwerk eingefasste Pfeiler in drei Felder

²⁶⁾ Wir wissen, daß gerade in Kazimier gegen Ende des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jh.s viele „Csipser“, Einwohner der Zips, tätig waren, deren Bauhütten auch anderweit verstreut waren.

geteilt; sein Oberteil schließt mit einem gezahnten Zinnenkranz ab, indes unten Fialenkonsolen frei in die Luft hängen, ähnlich wie am Nordportal. Das parlerische Motiv kleiner, freihängender dreinasiger Bogen, die mit Lilien abschließen, bedeckt die Profile des den ganzen Balkon tragenden Konsolgesimses. Wie ersichtlich, verleugnet auch dieser Bauteil, ebenso wie die drei Portale, die Herkunft seines Meisters nicht.

Das Innere der Kathedrale — so wie es sich uns heute darbietet — besagt uns allerdings nicht viel über die Stilrichtung der damaligen Kaschauer Hütte. Wie bereits angeführt, hatte das Mittelschiff in der ihm vom 15. Jh. gegebenen Gestalt fünf quadratische Gewölbefelder, die Arme des Querschiffes je eines; diese Anordnung besteht heute nicht mehr. Sollen wir nun den Stil der ursprünglichen Gewölbe der Kathedrale beurteilen, so sind wir gezwungen, zunächst diese nach alten Ansichten und aus der Zeit vor der Restaurierung erhaltenen Grundrißaufnahmen zu rekonstruieren. So erscheinen uns die Gewölbefiguren der Schiffe als zeichnerische, zentral symmetrische Gebilde, die in sich geschlossen und gegenseitig durch zwischen die einzelnen Gewölbefelder eingelegte Gurtrippen getrennt sind; die einzelnen Gewölbebilder sind also gegenseitig ohne Zusammenhang; keine einzige Rippe verläuft aus einem Gewölbefeld in das andere, wie das z. B. bei Netzgewölben der Fall ist. Es handelt sich hier vielmehr um völlig isolierte Sternmotive, welche nur die Mitte eines jeden Gewölbefeldes ausfüllen, wobei sie mit dessen Außenumfang einzig und allein in den Ecken zusammenhängen. Diese besondere, für Kaschau sehr kennzeichnende Art des Sterngewölbes treffen wir im Bereich der Parlerkunst nicht; in Schlesien und in Südpolen ist sie dagegen schon seit dem Ende des 14. Jh.s beheimatet. Schon die Breslauer Kirchen, die Kreuzkirche wie die Sandkirche (1380—90) haben ähnliche, in sich zeichnerisch abgeschlossene Gewölbe von der Art der Kaschauer; wir finden gleichartige aber auch im Chor der Krakauer Marienkirche, die im Jahre 1442 vom Meister Csipser dem Jüngeren, einem Maurer aus Kazimier eingewölbt worden ist. Da diese Wölbungsart fernerhin noch lange durch das 15. Jh. hin Anwendung findet, wird es uns klar, daß die Kaschauer Hütte von hier die Vorbilder für ihre Gewölbefiguren holte; es scheint also, daß der Meister der Kaschauer Portale, dessen Frühwerke wir in Kazimier feststellen konnten, gleichzeitig auch der führende Meister der Kaschauer Hütte und der Entwerfer der Gewölbe wie auch des ganzen Umbaus der Kathedrale überhaupt war.

Diese Erkenntnis können wir noch durch die Analyse der dem inneren Südportale vorgelagerten Vorhalle überprüfen. Es ist dies ein einstöckiger Bau, der nur wenig schmaler ist als der Südgiebel des Querschiffes; das Erdgeschoß nimmt eine geräumige Halle ein, die heute nur durch einen

weiten freien Bogen in der Fassade zugänglich ist, früher aber auch auf beiden Seiten ähnlich geöffnet war. Im Obergeschoß befindet sich das königliche Oratorium, das sich gegen das Querschiff der Kathedrale mit einer hohen, spitzbogigen Arkade öffnet. Den Aufgang zum Oratorium vermittelt die sogenannte „Königstreppe“, ein subtiles Steintürmchen, das sich in die Ecke des Querschiffes im Innern der Kathedrale schmiegt.

Dieser ganze Bau ist baulich und künstlerisch derart mit dem Querschiff und dessen Südportal verknüpft, daß er als gleichzeitig mit diesen zu betrachten ist; er ist ein Teil eines und desselben Planes und wir sehen gleich, daß auch er, zusammen mit den erwähnten Bauteilen, aus der Hand eines und desselben Meisters stammt. Der heutige Bestand seiner südlichen Schauseite zeigt keineswegs seine ursprüngliche Gestalt; auf alten Lichtbildaufnahmen aus der Zeit vor der Restaurierung sehen wir eine glatte Wand, die von panellierten Stützpfeilern eingeschlossen ist; lediglich das Dreieck des eigentlichen Giebels ist durchbrochen und mit einer freien Maßwerkarchitektur geschmückt, deren lichte Konturen sich von dem dunkeln Hintergrunde abheben. Die optische Auffassung der Architektur teilt also der Giebel mit den anderen Entwürfen des Meisters der hiesigen Portale. Leider können wir uns von der Ausgestaltung des Erdgeschoßes kein genaues Bild mehr machen; denn auch hier kam es im Laufe der Restaurierungen zu großen Änderungen. Es hat jedoch den Anschein, daß der Bogenraum der Hauptöffnung ursprünglich ist, der also ebenfalls mit den ähnlichen Motiven der Portale übereinstimmen würde. Der übrige Schmuck der Schauwand, besonders die doppelte Maßwerkzone unter dem Oratoriumsfenster sowie die Füllungen zu dessen Seiten sind neuzeitlich. Von ungemeiner Bedeutung ist dagegen die Anordnung der Gewölbe des Erdgeschosses der Vorhalle. Aus der Mitte des Netzgewölbes hängt hier ein von vier freien Rippen getragener Schlußstein, ganz in der Art wie in der Sakristei des St. Veitsdomes in Prag, und ergänzt auf diese Weise die Komposition des Portales, welches ohne diese Lösung sonst seine zentrale Betonung vermissen würde. Das Portal und dieses Gewölbe sind untrennbare Bestandteile eines und desselben Ganzen, ähnlich wie bei der Südosthalle des Prager St. Veitsdomes. Aus der St. Veitshütte sind jedoch in Kaschau auch noch andere Elemente übernommen worden; so z. B. das Maßwerkmotiv des vor der Arkade des königlichen Oratoriums auf der Seite des Querschiffes verlaufenden Steinbrüstung, vor allem aber die Durchbildung der königlichen Treppe, deren schräg aufsteigende geradlinig unterteilte Felder mit einbeschriebenen spitzbogigen Dreipässen im Südtreppenhaus des Querschiffes von St. Veit ihr unmittelbares Vorbild haben.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß auch der ganze Vorhallenbau und das Oratorium in gleicher Weise wie alle übrigen Arbeiten unseres

Kaschauer Meisters überhaupt an Elemente der Prager Hütte anknüpfen, und daß also auch diese letzterwähnten Bauteile sein Werk sind. Wie wir aber auch zugleich sehen, ist diese Bauperiode, welche in so entschiedener Weise an der Gestaltung der Kaschauer Kathedrale tätig war und welcher dieses Denkmal hauptsächlich ihren eigenen Reiz und ihre einzigartige kunstgeschichtliche Stellung verdankt, völlig undenkbar ohne jene stilistischen Reformen, die von der Prager Hütte unter der Führung Peter Parlers während der zweiten Hälfte des 14. Jh.s durchgeführt worden waren. Hier, in der Kunst Peter Parlers, wurden die Grundsteine zur spätgotischen Kunst gelegt, — wenn man dessen Kunst noch derart bezeichnen darf, denn im Südgiebel und im Turm von St. Veit nahm sein Werk bereits den Charakter eines fertigen Stiles an. Nachdem in Böhmen die weitere Entwicklung so tragisch durch die Hussitenkriege unterbrochen worden ist, kann die Fortsetzung dieser so vielversprechend eingeleiteten Entwicklung nur außerhalb der Grenzen des damaligen böhmischen Staates gesucht werden. Es ist bereits bekannt, daß das unmittelbare Erbe des Prager künstlerischen Vermächtnisses der St. Stephansdom in Wien antrat, wo im Jahre 1403 der böhmische Meister Václav und Johann von Prachatitz (gestorben um 1439) wirkten; besonders dessen Südturm entwickelt hier den Prager Stil in einer Zeit, in der die künstlerische Entwicklung Böhmens zu völligem Stillstande gekommen ist. Es entzog sich aber bisher der Kenntnis, daß die Weiterpflege der Parlertradition in nicht minder wichtigem Maße auch vom Kaschauer Dom übernommen worden ist, von einem Bau, der mit dem Wiener, wie noch gezeigt werden soll, zwar gleichzeitig ist, der jedoch entwicklungsmäßig genommen, ungemein fortschrittlicher und vorkämpferischer ist. Der wenn auch namenlose Meister des Kaschauer Domes erscheint so als der wichtigste Fortsetzer der Parlerkunst, als ein Künstler von derselben Höhe und derselben Bedeutung für die weitere Entwicklung wie der Baier Hans Stetthaimer († 1432) oder der Regensburger Konrad Roritzer, deren Zeitgenosse er ist. Diesen drei führenden mitteleuropäischen Architekten gelang es, aus den subjektiven Versuchen der individuellen Parlerkunst den allgemein gültigen, universalen spätgotischen Stil zu schaffen, dessen Entwicklung das ganze mittlere Drittel des 15. Jh.s hindurch sich außerhalb des Bodens von Böhmen und Mähren abspielte.

Wenn wir uns alle diese künstlerischen Beziehungen vergegenwärtigen, so tritt uns die Bedeutung des Meisters der Kaschauer Kathedrale mit plastischer Eindringlichkeit vor Augen. Man muß deshalb um so mehr bedauern, daß uns bisher über seine Person keine Nachricht überliefert ist; auch die Baugeschichte der Kathedrale selbst ist in diesem Abschnitt bisher noch durch beinahe keine einzige schriftliche Nachricht erhellt.

Die älteste, dieser Periode vorausgehende Bauhütte der Kathedrale, war, wie wir wissen, in den ersten zwei Jahrzehnten des 15. Jh.s tätig. Aus dem Jahre 1420 besitzen wir eine allerdings nur sehr unklare Nachricht über den königlichen Architekten Peter, welchem die Kaschauer damals im Auftrage des Königs einen gewissen Betrag ausbezahlten. Im Jahre 1439 gerät Kaschau unter die Herrschaft Jiskras und der Bau der Kathedrale muß auf längere Zeit hin eingestellt werden. Deshalb müssen wir die Arbeit der zweiten Dombauhütte, die nunmehr in Frage kommt, in die folgenden zwei Jahrzehnte des 15. Jh.s, also ganz an das Ende der Regierung Sigismunds, hinausrücken, was auch ihrer künstlerischen Herkunft entspricht. Bis zu einem gewissen Grade können wir uns diese Datierung durch die im Innern der Kirche über dem Südportal befindliche Inschrift beglaubigen; hier, an der wichtigsten Stelle, unmittelbar unter dem königlichen Oratorium, ließ Jiskra im Jahre 1440 seinen Treueschwur zum König Ladislaus niederschreiben. Diese Inschrift²⁷⁾ — vorausgesetzt, daß sie sich heute an ihrer ursprünglichen Stelle befindet (sie wurde oftmals restauriert), bedingt, daß in jener Zeit bereits das ganze Südportal, das königliche Oratorium und dessen Treppenaufgang bestand; denn sie ist auf die nach dem Einbau der Treppe zwischen diesem und der zweiten Ecke des Querschiffes verbliebene Fläche berechnet. Die Arbeiten der Hütte, um die es sich hier allein handelt, wären also zur Zeit des Herrschaftsantrittes Jiskras über Kaschau bereits zum Abschluß gelangt gewesen; die Hütte selbst und auch deren leitender Architekt verbleiben jedoch im Dunkel der Namenlosigkeit, da auch die seit dem Jahre 1431 geführten Stadtrechnungsbücher keine in jener Zeit den Dombau betreffenden Posten aufweisen.

Die Zeit von Jiskras Kaschauer Herrschaft (1439—62) bedeutet für die Kathedrale nur die rein konstruktive Fertigstellung dessen, was in der vorausgegangenen Zeit angelegt worden war. Die durch Kriegskontributionen und Anleihen verarmte Stadt drängte selbst wohl kaum auf schnelle Vollendung der Kirche; von städtischen Aufwendungen für die Kirche erfahren wir lediglich über die Abtretung von 80 Gulden aus dem Weinzollertrag des Jahres 1446. Dabei ist für uns von Interesse, daß die Zahlung für den Bau „des obirthurmes“ bestimmt war. Die Bauverwaltung hatte in der Zeit Jiskras der Stadtrichter Thaddeus Schynnagel in den Händen; dieser kümmerte sich allerdings nur um die geldlichen Angelegenheiten, während wir über den Baumeister selbst auch jetzt nicht das geringste erfahren können. Erst nach dem Jahre 1460 hören wir vom Abschluß des Baues des dreischiffigen Langhauses: aus diesem Jahre haben wir die Nachricht, daß der Glaser Stephan Helt aus Brünn das Bürgerrecht

²⁷⁾ Abschrift vgl. bei V. Wick, a. a. O., S. 275.

erhielt, weil er einige Fenster in der Kathedrale verglast hatte²⁸), und im Jahre 1461 werden in ähnlicher Weise zwei Zimmerleute Christoph und Johannes eingebürgert, welche die Zimmerarbeit am Dom und an der Stadtbefestigung fertiggestellt haben; diese Nachricht bezieht sich höchstwahrscheinlich auf den Ausbau des Dachstuhles.

Von den übrigen Arbeiten, die in der Zeit Jiskras an der Kathedrale zum Abschluß gebracht wurden, ist noch der Bau des Nordturmes zu erwähnen; von diesem spricht nämlich die bereits erwähnte Eintragung aus dem Jahre 1446. Verfolgen wir die Änderungen, mit welchen die zweite Bauhütte so wesentlich in den Organismus des ganzen Bauwerkes eingriff, so erkennen wir, daß durch die neue Grundrißgestaltung die beiden Türme der Kathedrale vom Mittelschiff losgelöst und in die Ecken zwischen dem Haupt- und dem Querschiff eingegliedert worden sind (Abb. 4). Sie wurden so eigentlich aus dem übrigen Raume ausgeschieden — und allem Anscheine nach, zog bereits die zweite Hütte die Folgerungen aus diesem Umstande, auch was die Gestalt des Turmkörpers selbst anbetrifft, und führte dessen Bau aus dem Viereck in das Achteck über. Diese Änderung wurde zwischen dem dritten und dem vierten Turmgeschoß vollzogen. Der Bau nahm dann in der Zeit Jiskras seinen weiteren Fortgang, was auch das über dem Fenster des fünften Stockwerkes auf der Westseite angebrachte Wappen bezeugt: es ist dies das Kaschauer Stadtwappen in jener vervollständigten Ausführung, wie sie die Stadt im Jahre 1453 von König Ladislaus erhalten hatte. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß sich die Stadt diesen Wappenschild bald nach dessen Verleihung ausmeißeln ließ, — einen anderen Sinn hätte wohl die Anbringung des Stadtwappens an jener Stelle des Turmes wohl kaum — so kann auch angenommen werden, daß der Turmbau in dem genannten Jahr wahrscheinlich gerade bis zu dieser Stelle gediehen war. Seine Vollendung aber fällt ganz an das Ende von Jiskras Herrschaft; mit der Jahreszahl 1462 (heute neu), die im Sturze des kleinen im Erdgeschoß befindlichen Portales eingehauen ist, ist nämlich die an diesen Turm anliegende Treppe, welche auf die Westempore der Kirche führt, datiert. Aus derselben Zeit stammt auch sichtlich diese Westempore²⁹).

Die Änderung der Grundform des Nordturmes hatte auch das Verlassen von dessen ursprünglicher Planung zur Folge. Die Stützpfeiler, die noch von der ältesten Domhütte bis zur Höhe der untersten beiden Stockwerke aufgeführt worden waren, wurden ganz unorganisch abgeschlossen und jegliche vertikale Gliederung des Turmkörpers wurde unterdrückt;

²⁸) L. KEMÉNY, A Kassai sz. Erzsébetegyház története hez (Zur Geschichte des Kaschauer St. Elisabethdomes). Á. É. X, 1890, S. 341.

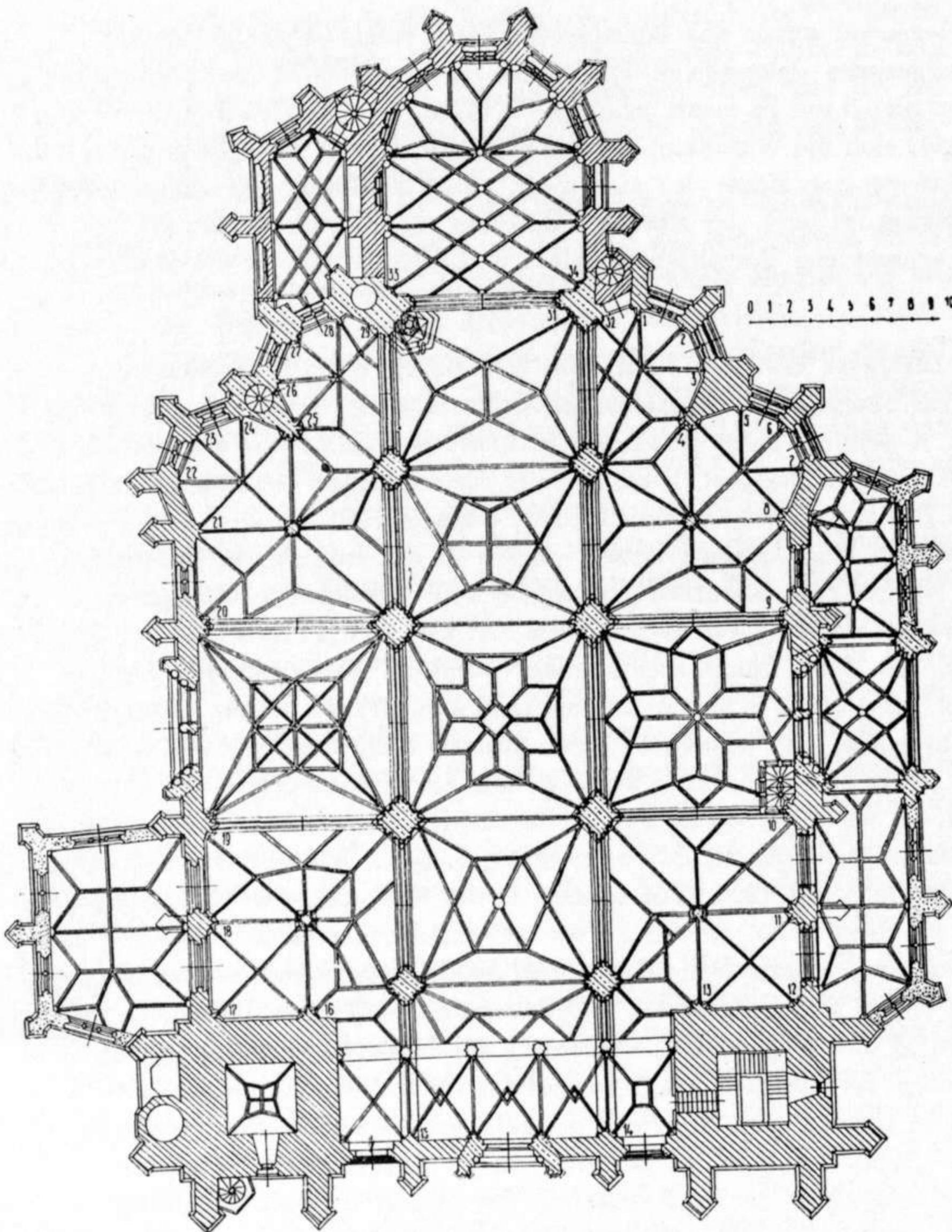
²⁹) KEMÉNY, Műtörténeti adatok Kassa multjából (Kunstgeschichtliche Nachträge zu Kaschaus Vergangenheit), Á. É. XXIV, 1904, S. 273.

im Gegenteil wurde das Turmprisma durch ringartig umschließende Horizontalgesimse dekorativen Charakters in gleichmäßig hohe Stockwerke unterteilt. Auch in dieser neuen Behandlung und Auffassung des Turmes spiegelt sich die Wandlung, die mit dem Einzug der Spätgotik in der Aufschließung der Masse vor sich ging; diese Änderung des ursprünglichen Projektes ist noch der zweiten Bauhütte zuzuschreiben, obwohl der Bau des achteckigen Turmkörpers selbst größtenteils erst in die Zeit Jiskras fällt.

Im Jahre 1462 trat König Matthias Corvin seine Regierung auch über Jiskras oberungarisches Herrschaftsgebiet an. Mit seiner Machtergreifung über Kaschau werden nunmehr auch die schriftlichen Nachrichten über die Kathedrale beredter. Die fördernde Stellungnahme des neuen Herrschers zum Dombau, nicht unähnlich jener, die seinerzeit deren Gründer, König Sigismund eingenommen hatte, kommt in der freigebigen Unterstützung des Werkes zum Ausdruck: im Jahre 1468 verzichtete er zugunsten des Baues auf die Zeit von fünf Jahren auf alle Neujahrgeschenke, die dem König die Stadt darzubringen pflegte, und als im Jahre 1472 diese Frist ablief, verlängerte er sie um weitere zehn Jahre³⁰⁾. Im Jahre 1476 schenkte er außerdem zum Kirchenbau den ganzen Salzertrag³¹⁾. In den Quellen wird zwar nicht erwähnt, welcher Teil der Kirche gerade im Bau war; nachdem wir aber bereits aus der bisherigen Abhandlung wissen, daß zur Vollendung des ganzen Bauprogrammes in dem Umfange, wie sich ihn die zweite Bauhütte zum Ziele gesetzt hatte, nur noch der Südturm aufzuführen übrig blieb, so dürfen wir annehmen, daß sich nunmehr gerade auf diesen das Bestreben der leitenden Architekten richten mußte (Abb. 20). Und in der Tat, im obersten Stockwerke dieses Turmes sehen wir auf der Südseite der polygonalen Bekrönung eine Gruppe von Wappen, die den Ländern des Reiches von Matthias Corvin angehören; neben dem Stadtwappen befindet sich hier auch das königliche Wappen. Man entschloß sich also ersichtlich während der Regierung Matthias' zur Vollendung des Langhaustraktes der Kathedrale in der Weise, daß man den bisher nur ganz niedrigen Südturm bis zur Höhe des Hauptgesimses der Kathedrale emporführte und ihn hier dann endgültig mit einer polygonalen kranzartigen Bekrönung dekorativen Charakters abschloß. Diese Art der Lösung braucht nicht als Notlösung angesehen werden; die Ursache der Aufgabe des Gedankens des Südturmes, die dadurch eigentlich ausgesprochen wurde, sind vor allem künstlerische Beweggründe, die in der so späten Zeit die zweitürmige, symmetrische Fassade der klassischen und nachklassischen

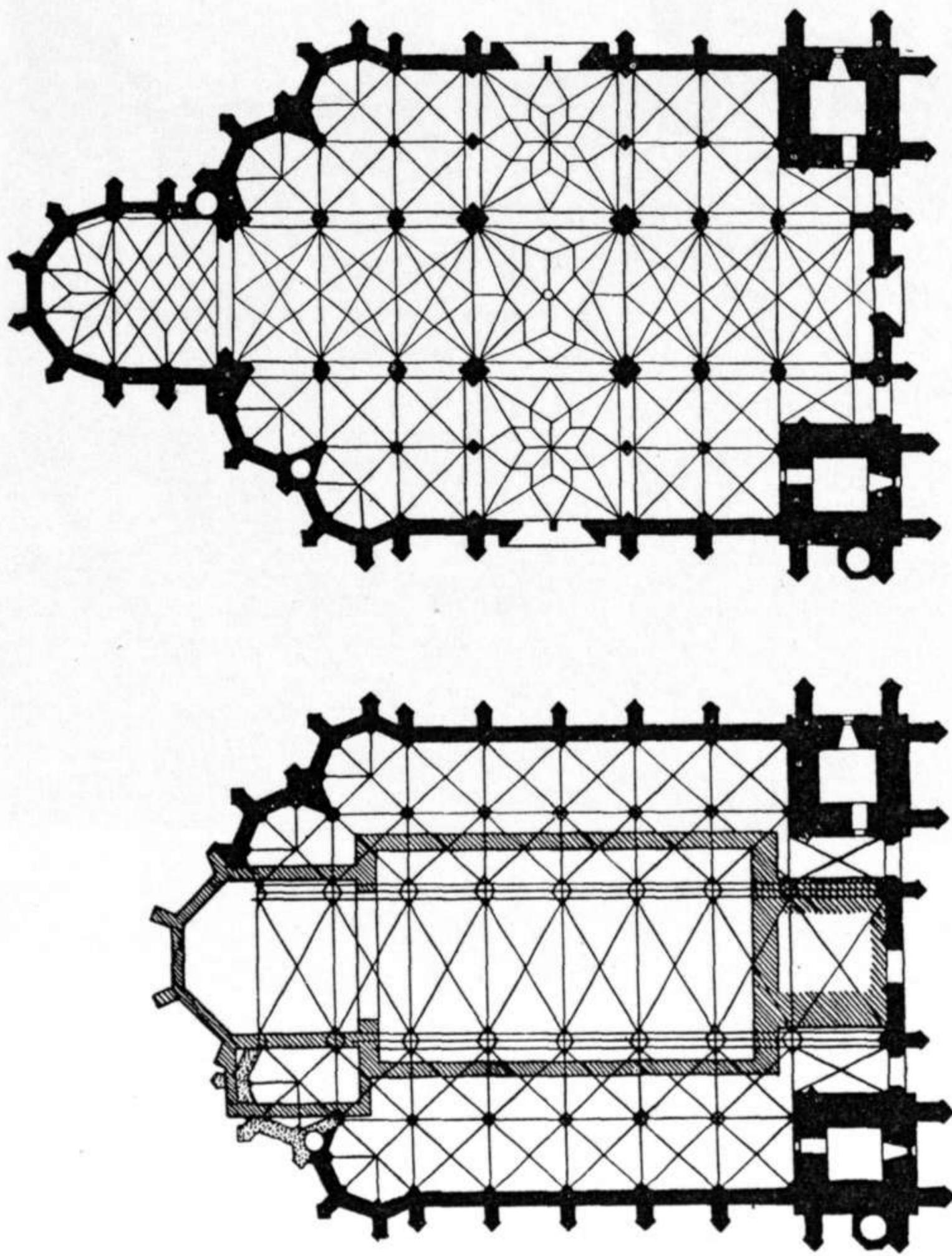
³⁰⁾ WICK, a. a. O., S. 30.

³¹⁾ KEMÉNY, a. a. O., A. É. X, 1890, S. 341.

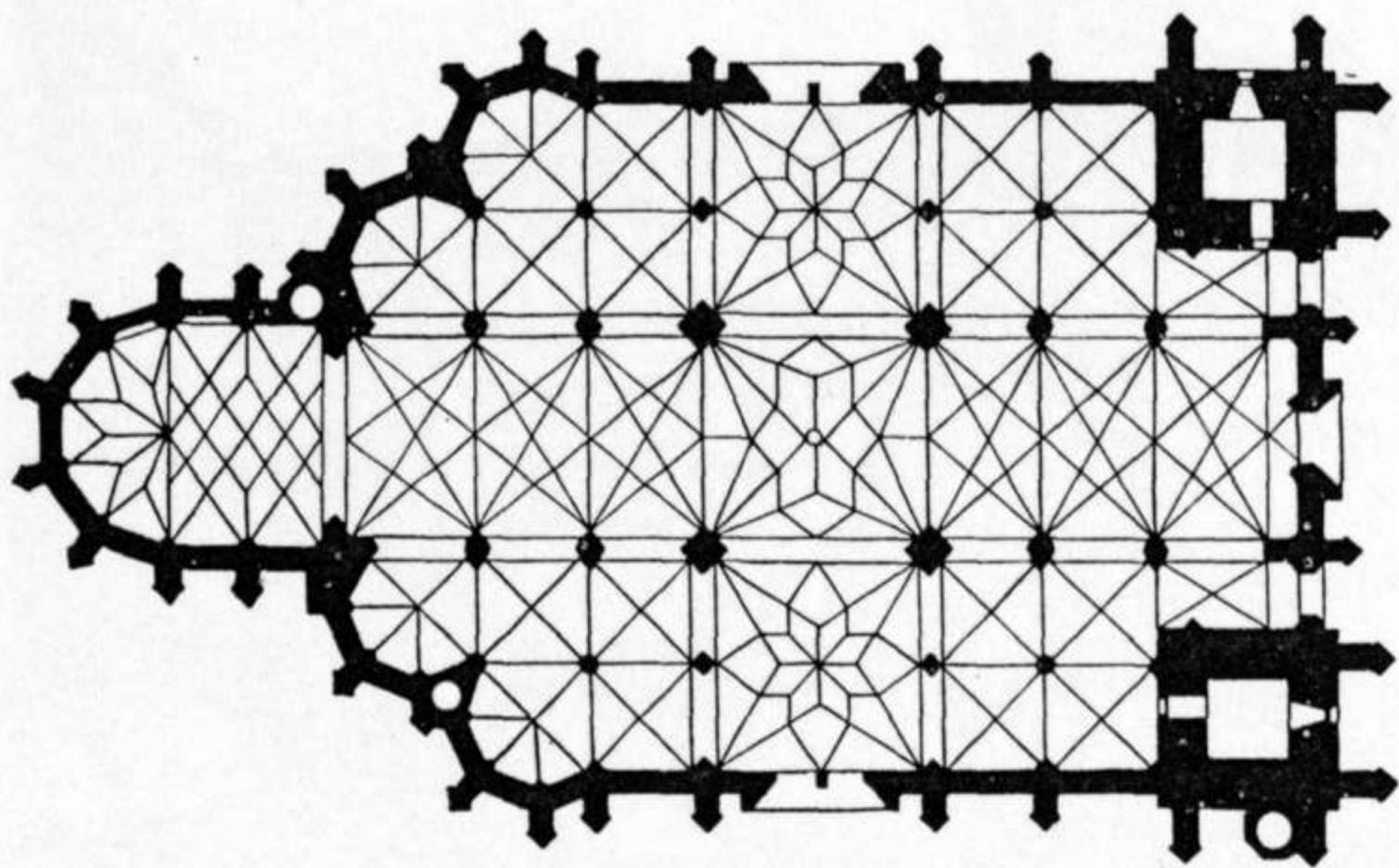


-  1. Bauabschnitt, etwa 1400—1420.
-  2. Bauabschnitt, etwa 1420—1440.
-  3. Die Zeit Jiskra's.
-  4. Die Zeit des Königs Matthias (Meister Stephan).
-  5. Die Zeit des Königs Wladislaw (Meister Krompholz).

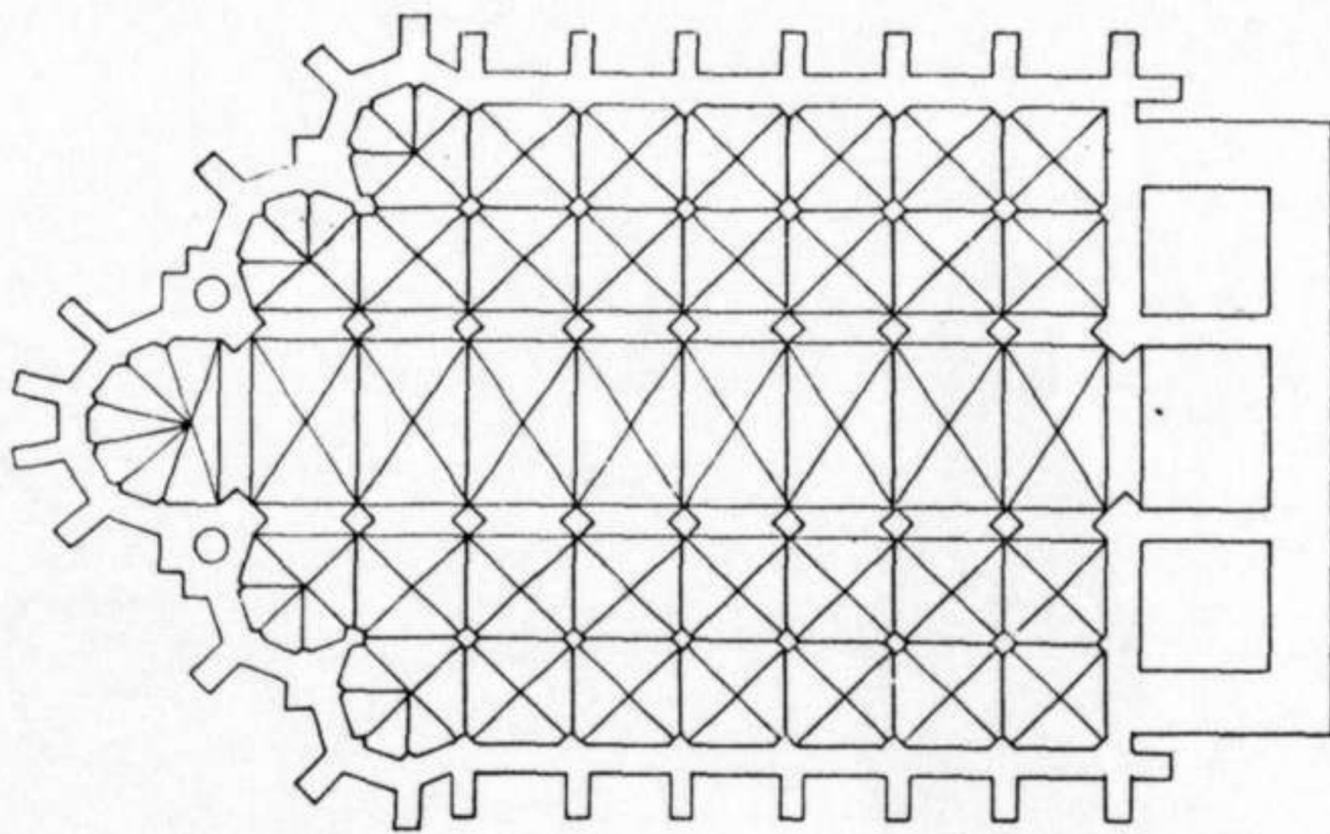
1. Kaschau, historische Analyse der Kathedrale. (Wiederherstellung der baulichen Anlage aus der Zeit vor der Restauration.)



a



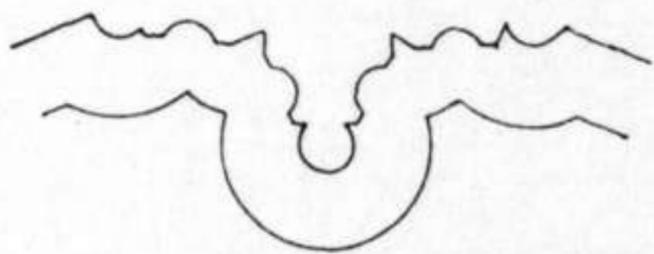
b



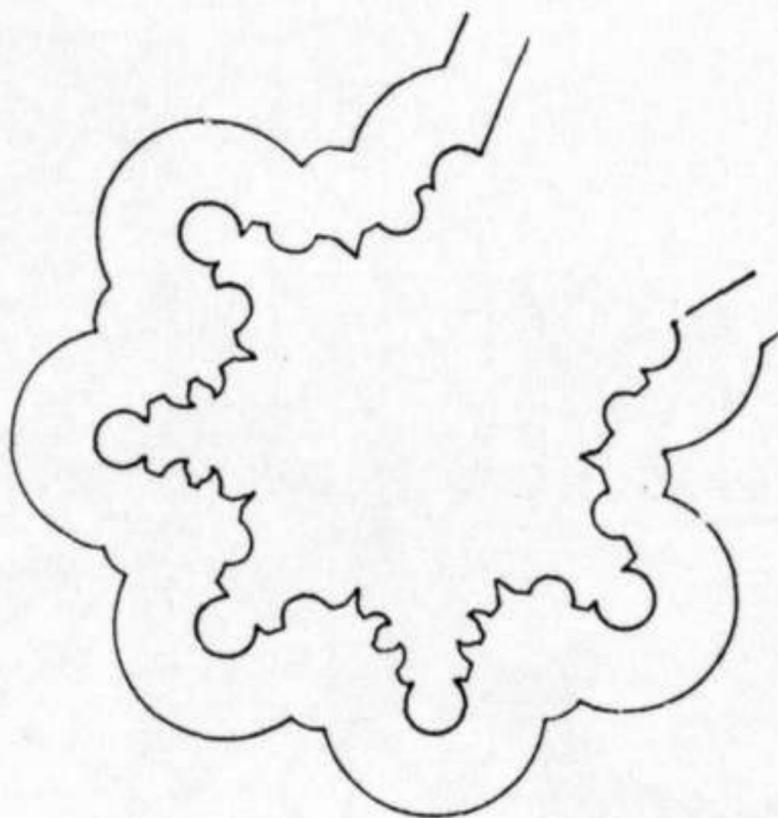
c

2. a) Kaschau, Projekt des ersten Bauabschnittes mit der eingezeichneten älteren Kaschauer Kirche. b) Grundriß der Kathedrale nach der Restauration im 19. Jahrhundert. c) Grundriß der Klosterkirche in Xanten.

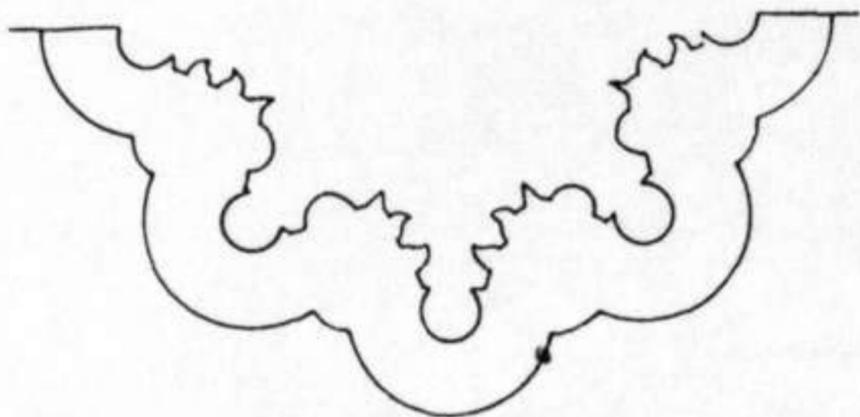
1-3, 5-7



4-8



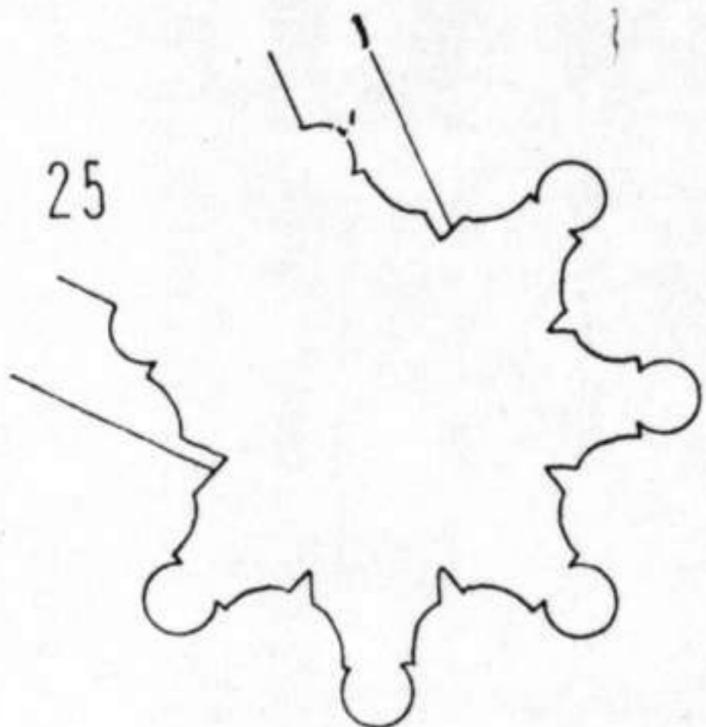
11



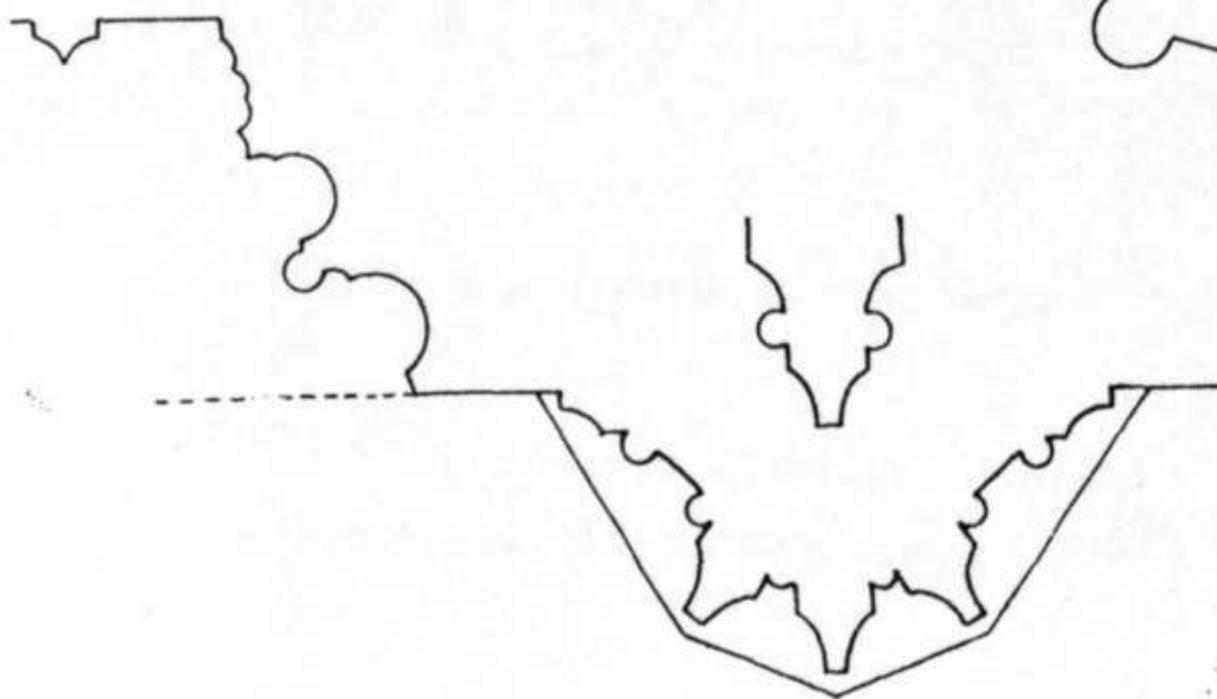
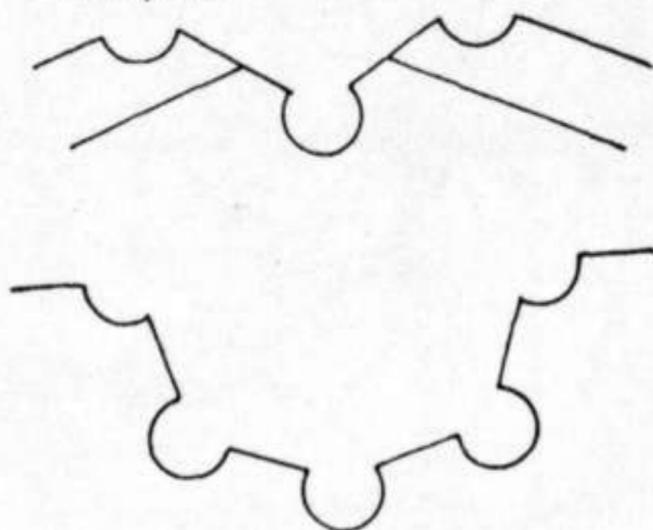
28



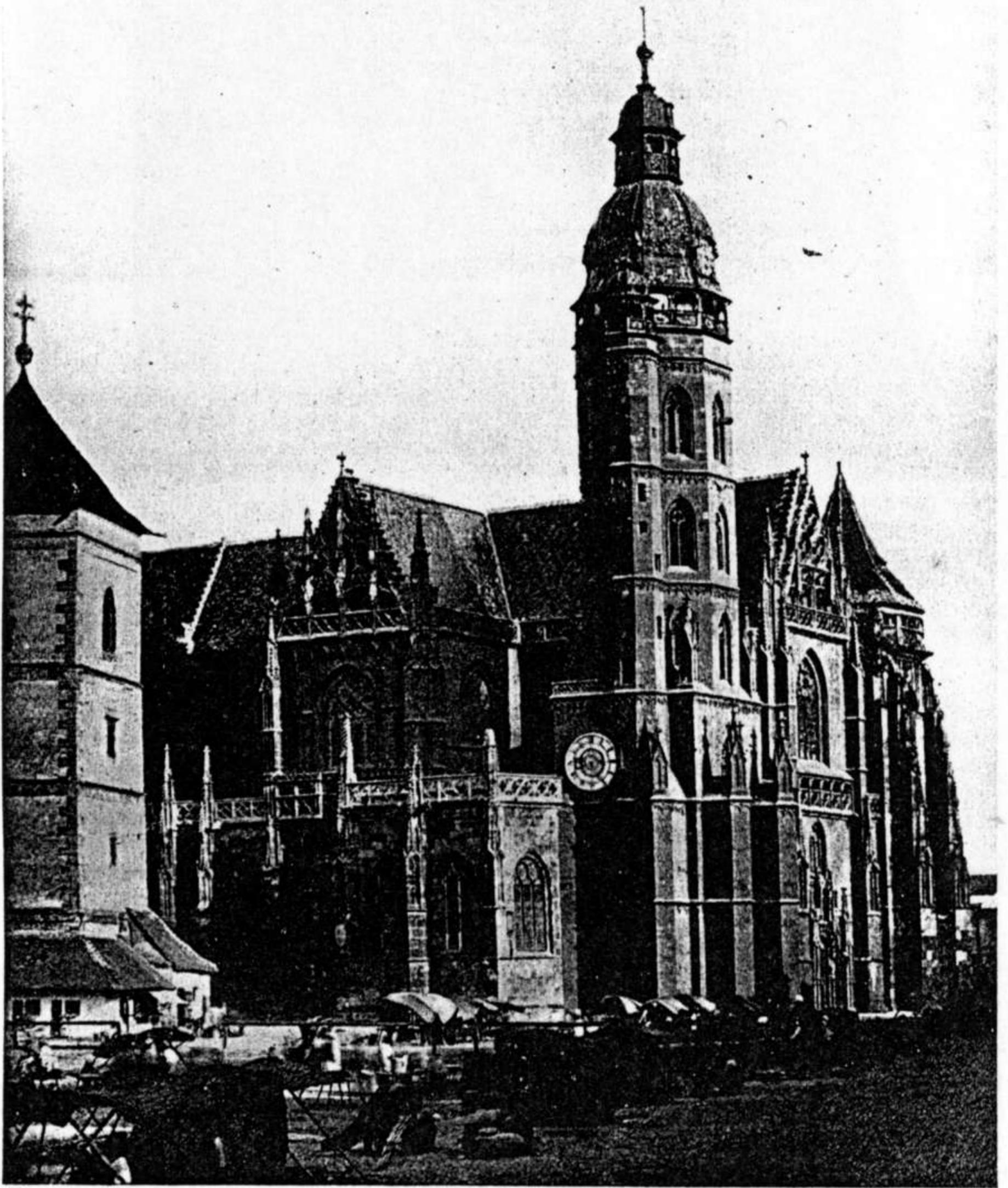
25



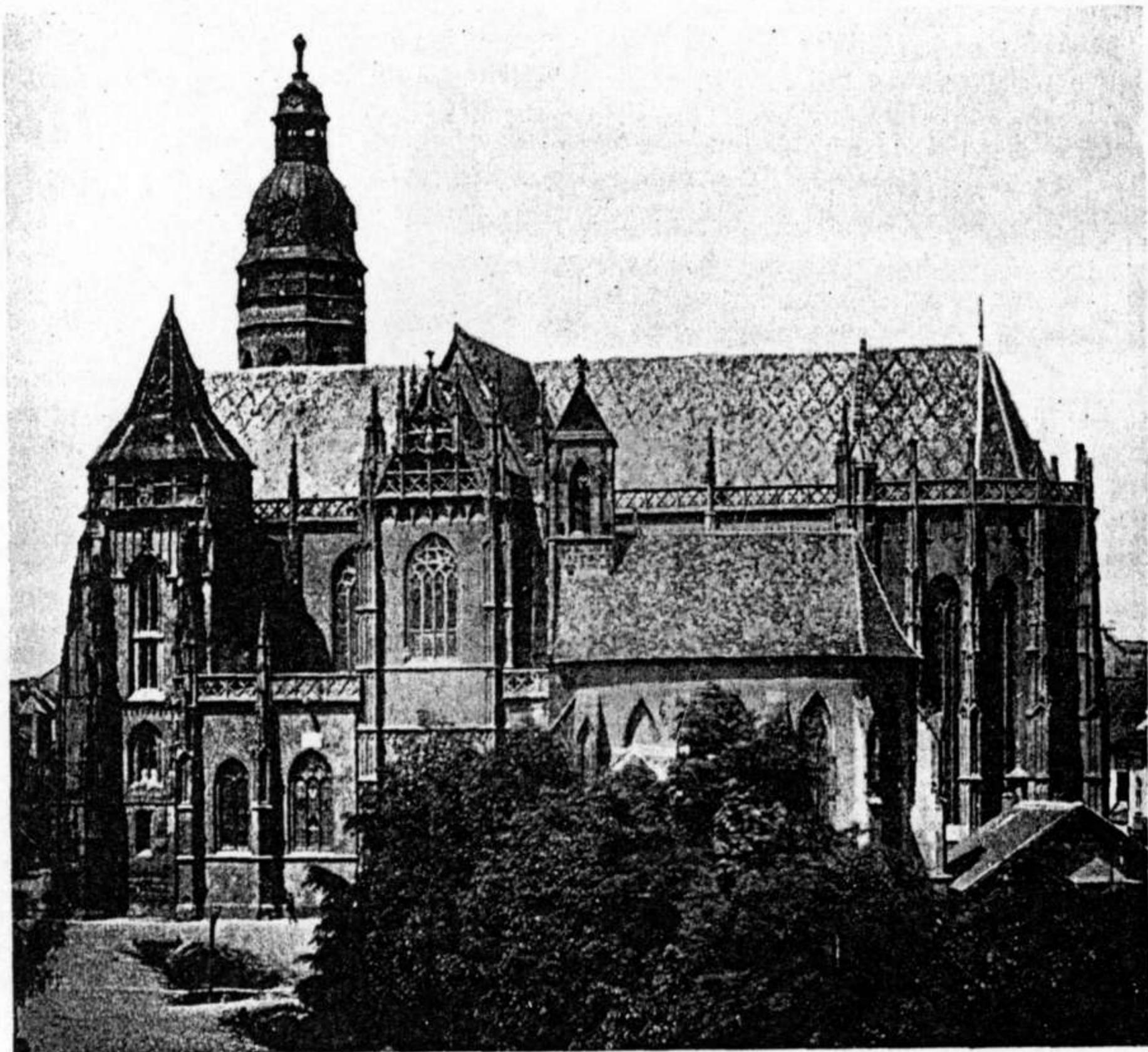
26, 27



3. Kaschau. Entwicklung der Gewölbedienste auf den Umfassungswänden der Kathedrale (siehe die Bezeichnungen im Grundriß Abb. 1). Das untere Profil aus dem Presbyterium.



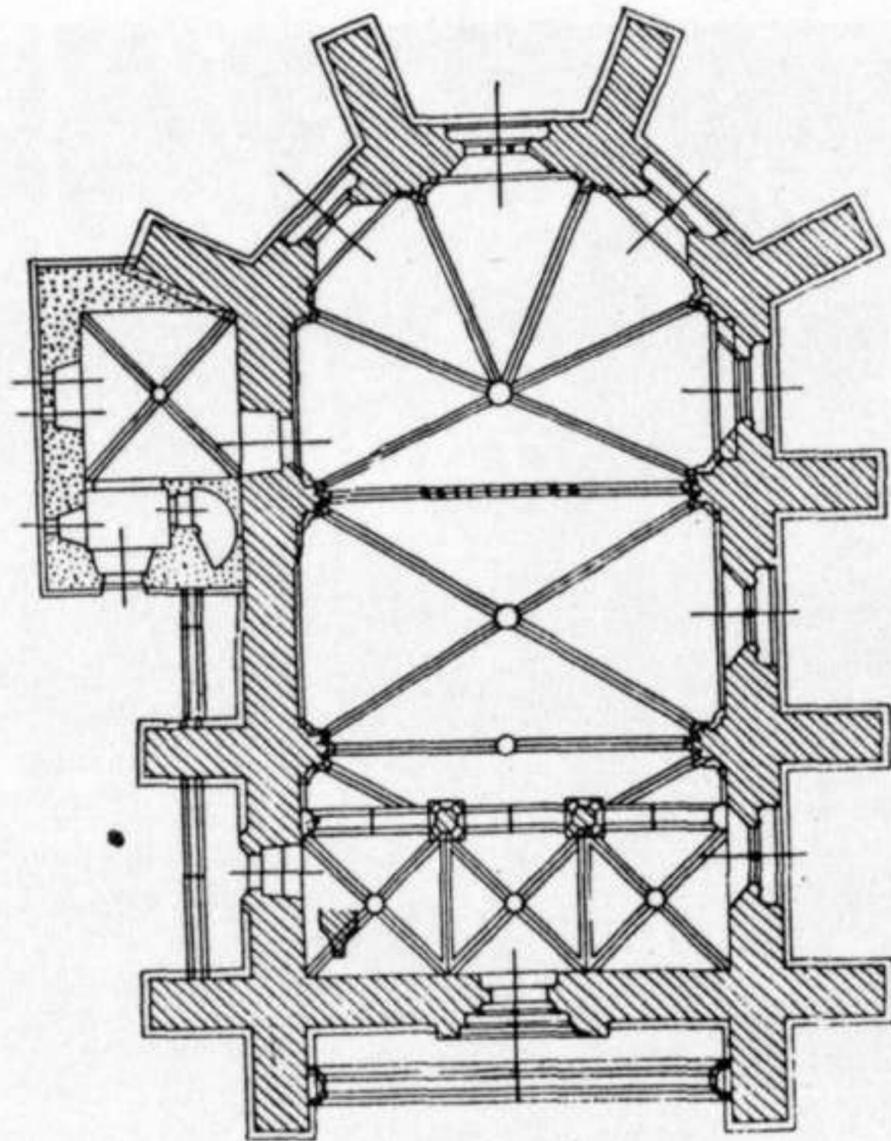
4. Kaschau, Kathedrale vor der zweiten Restauration (vor 1878).



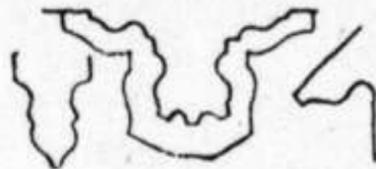
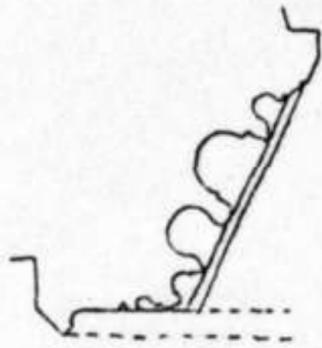
5. Kaschau, Kathedrale und die St. Michaelis-Kapelle vor der zweiten Restauration (vor 1878).



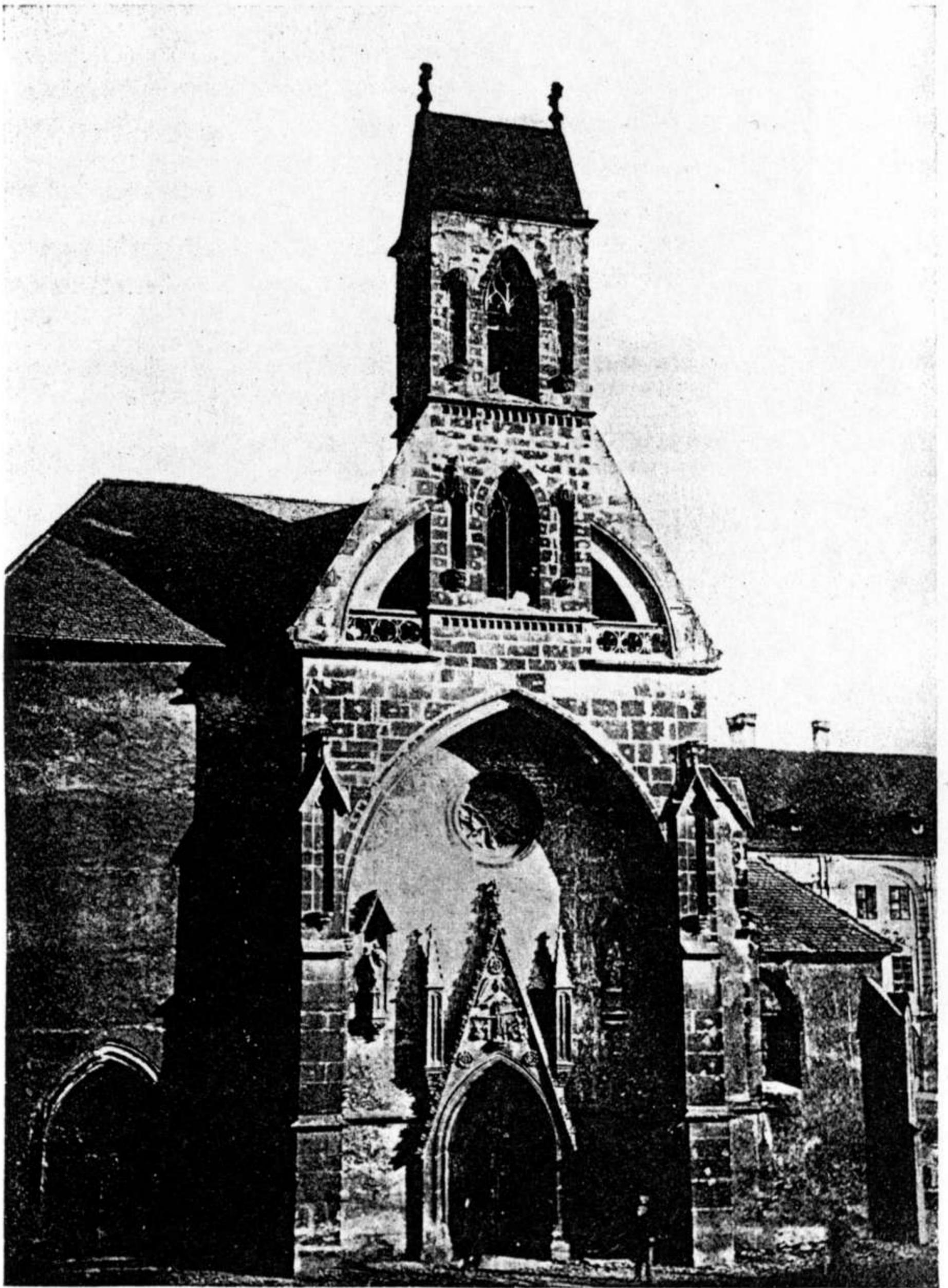
6. Kaschau, Kathedrale. Nebenchore auf der Südostseite.



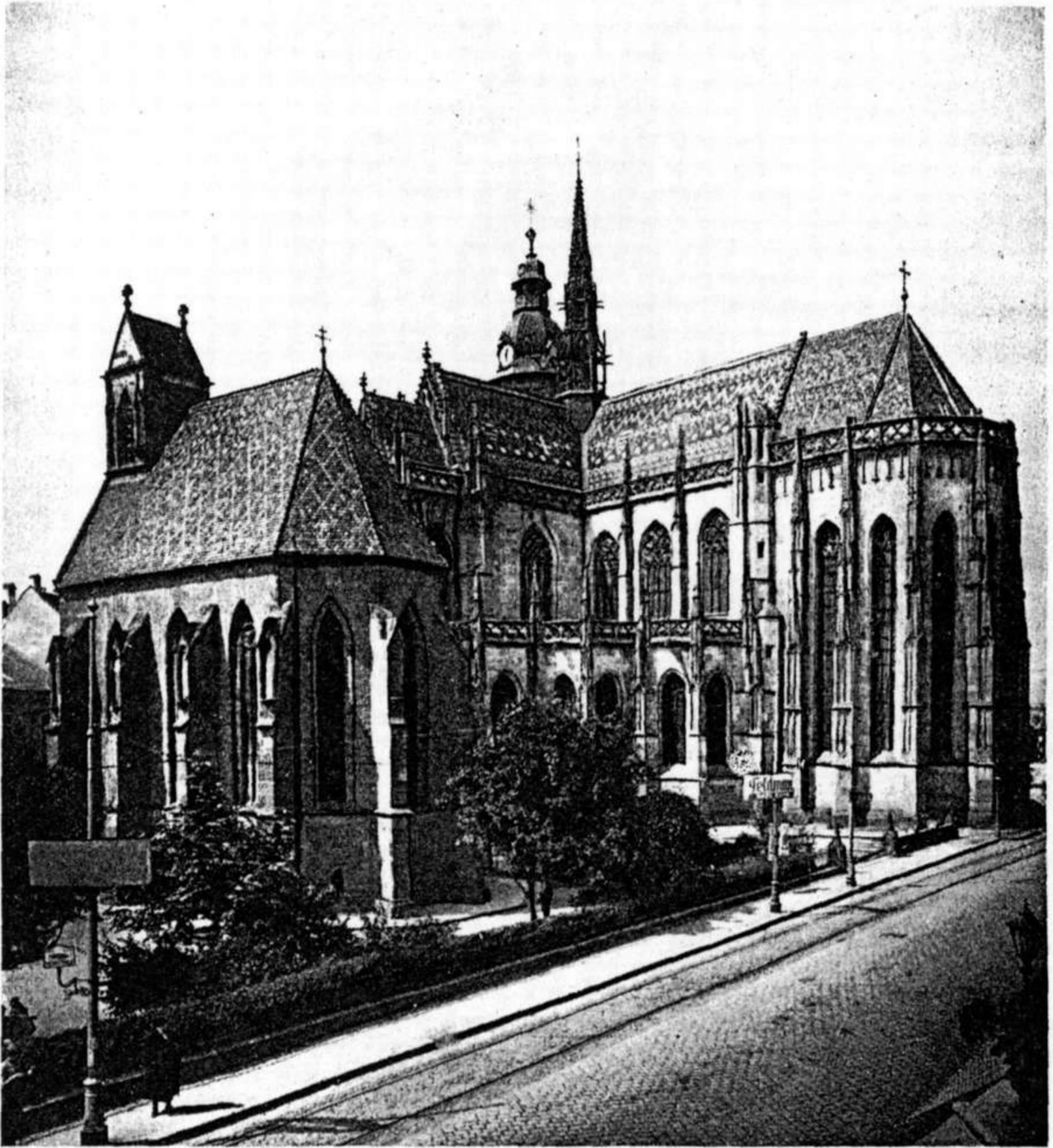
0 1 2 3 4 5 M



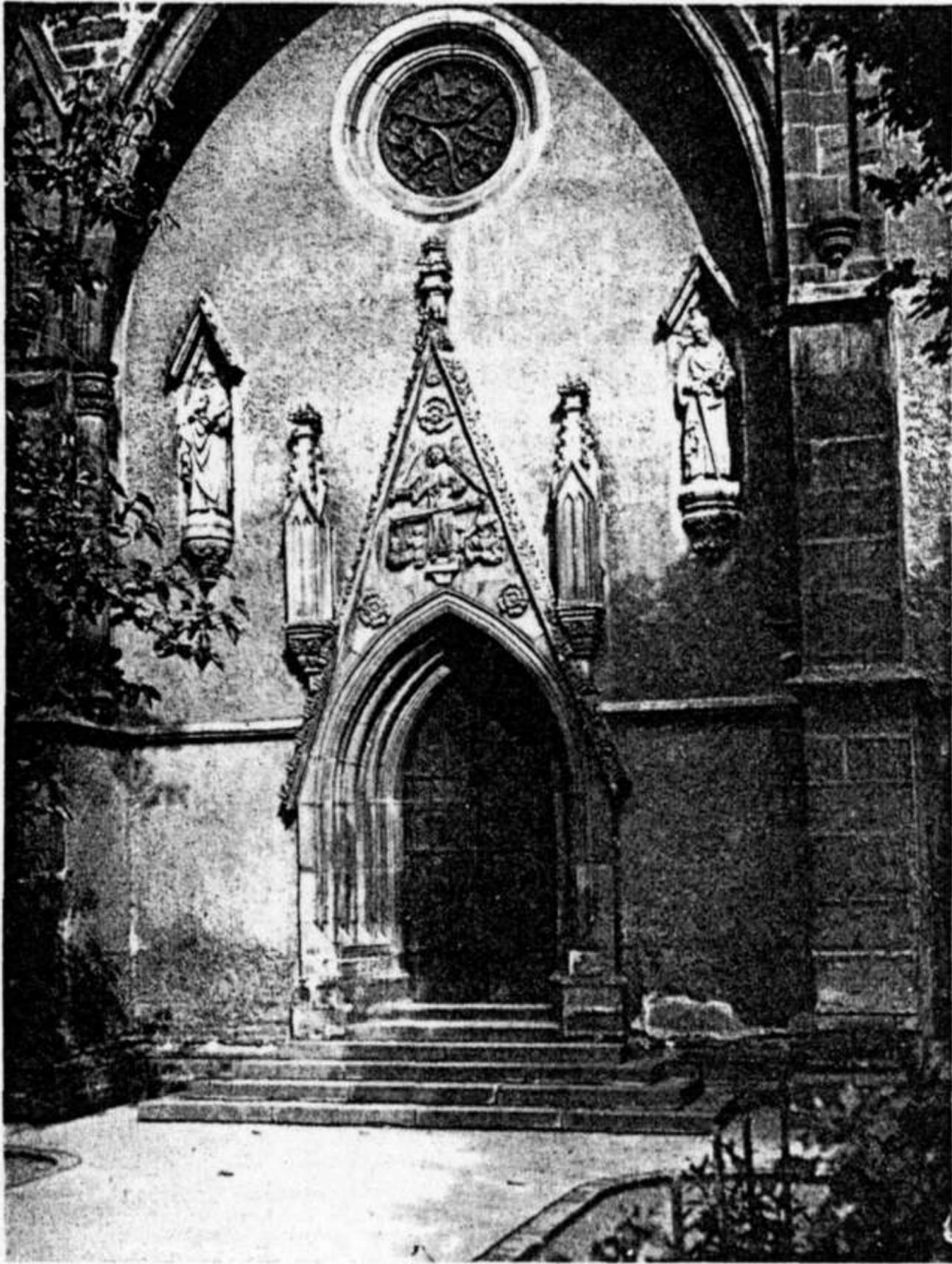
7. Kaschau, Grundriß der Kapelle des hl. Michael, die Profile des Portals, des Gewölbegerippes, des Dienstes und des Gesimses.



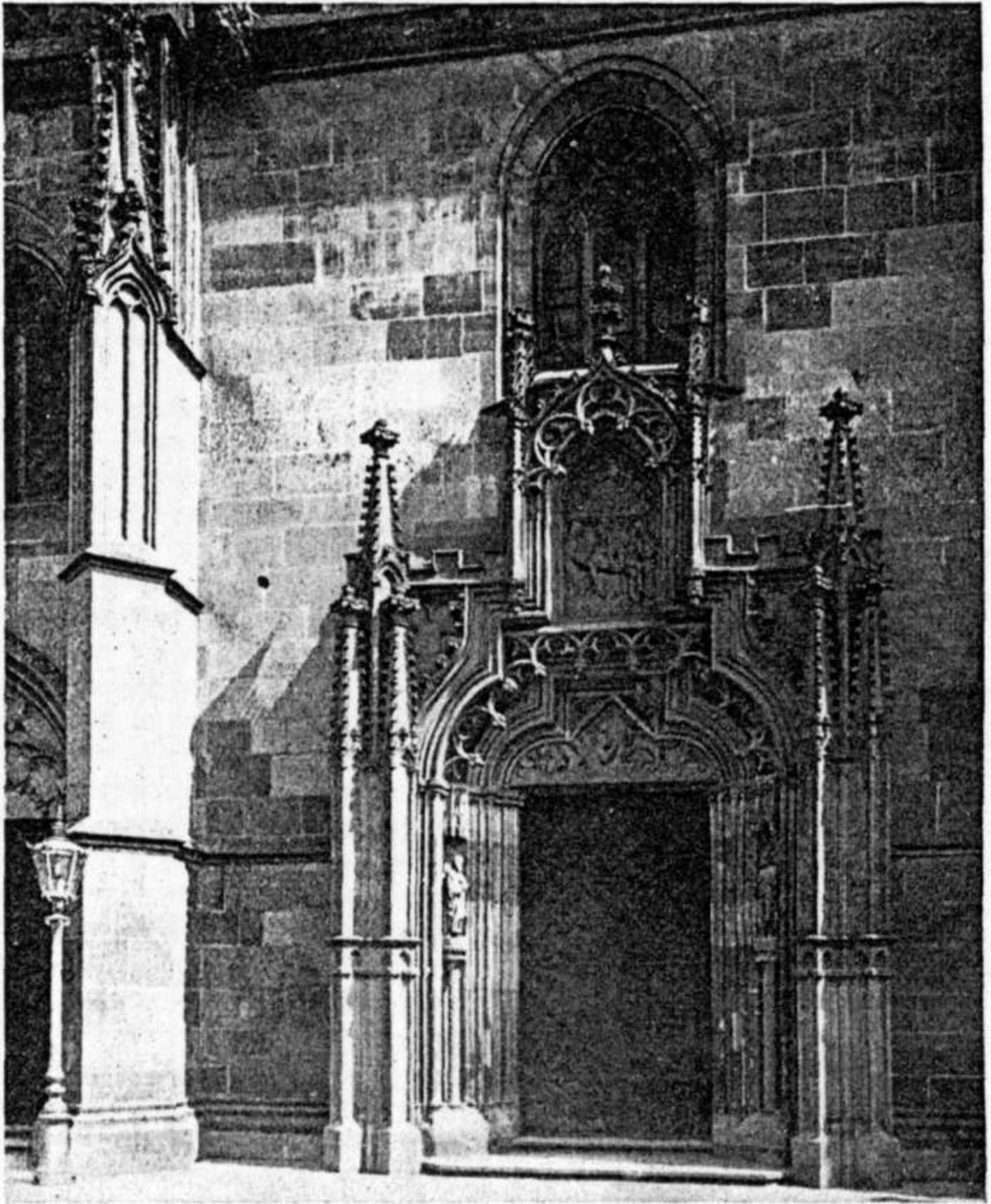
8. Kaschau, St. Michaelis-Kapelle vor der Restauration.



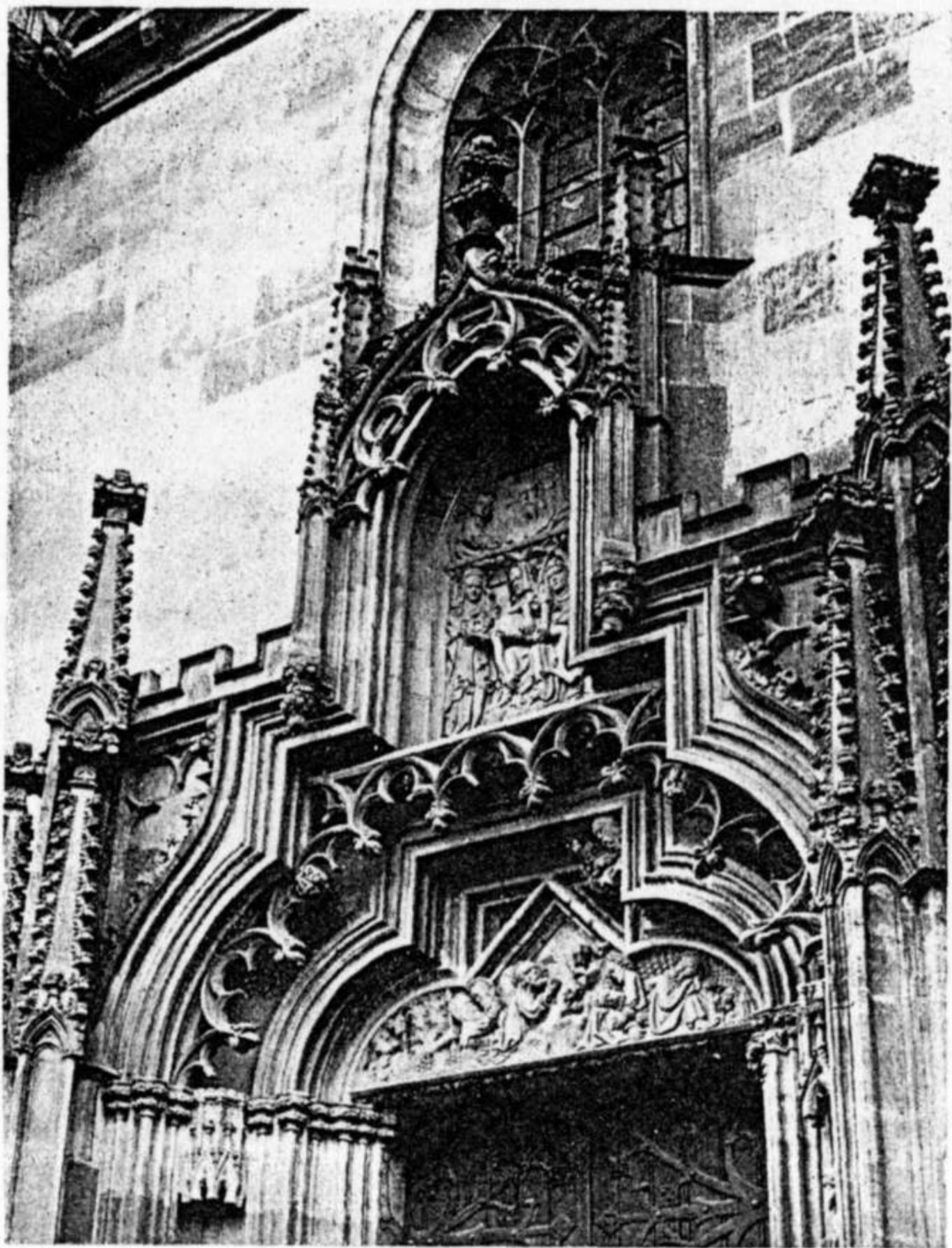
9. Kaschau, Kathedrale mit der St. Michaelis-Kapelle nach der Restauration.



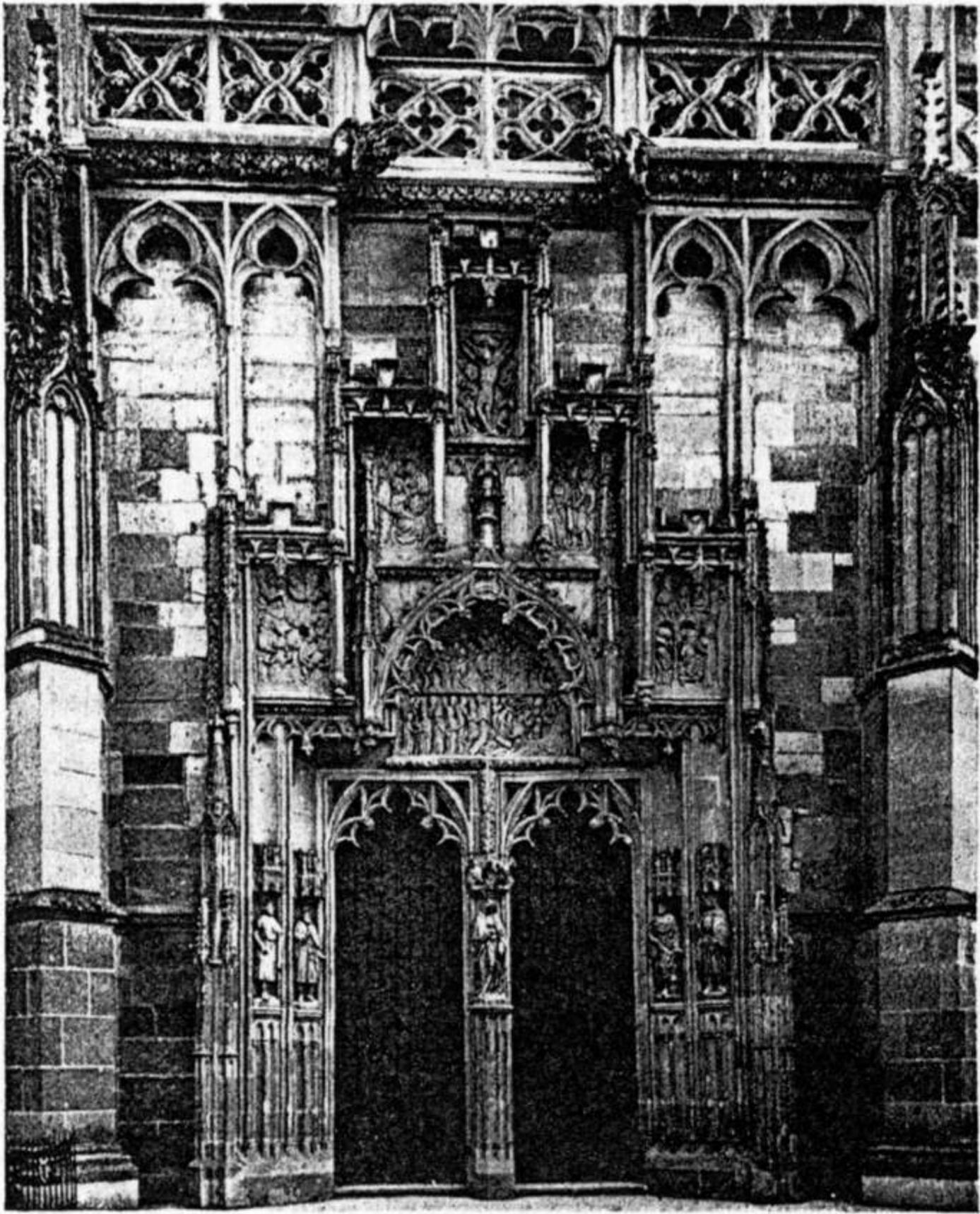
10. Kaschau, St. Michael, Westportal.



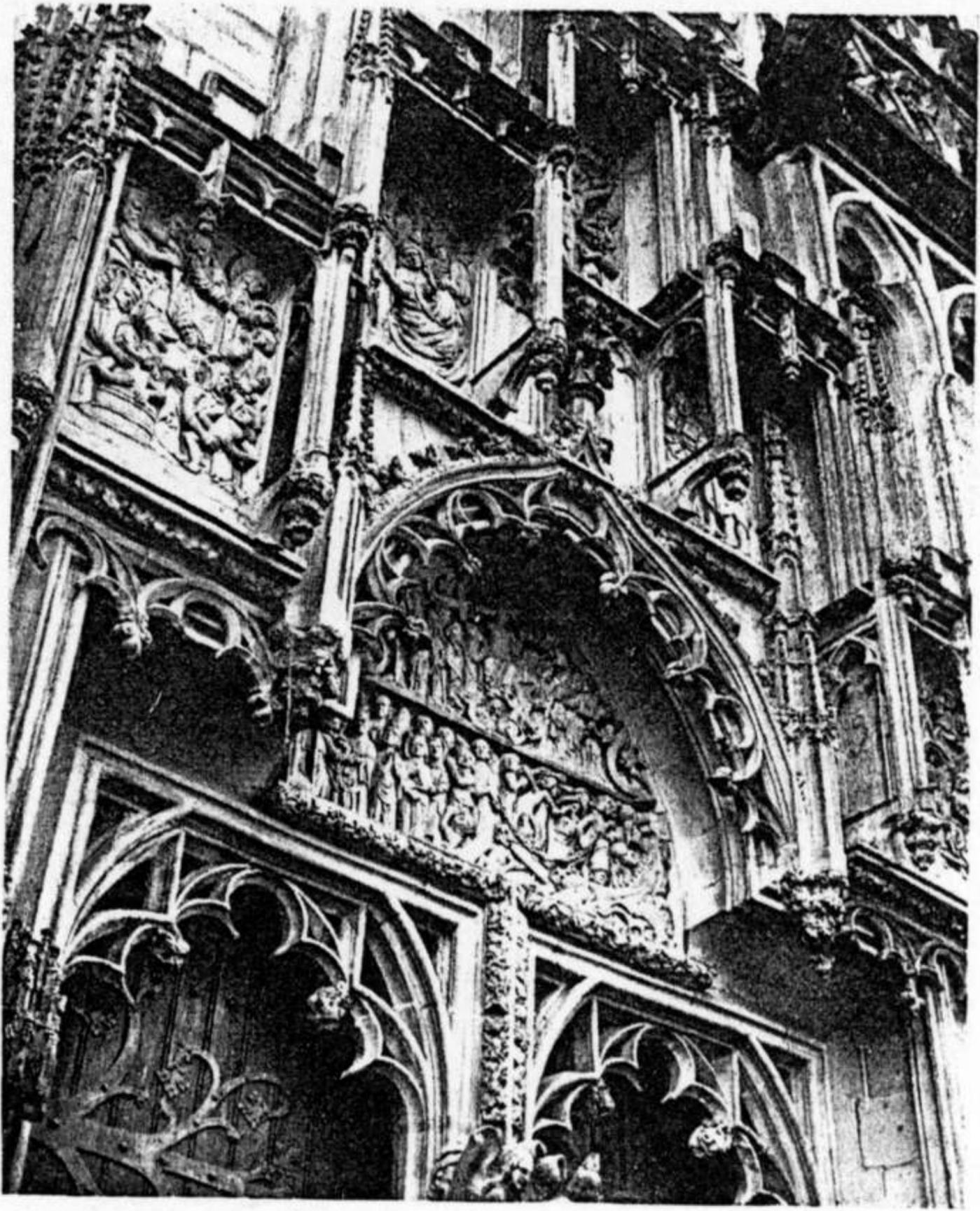
11. Kaschau, Kathedrale, Westportal.



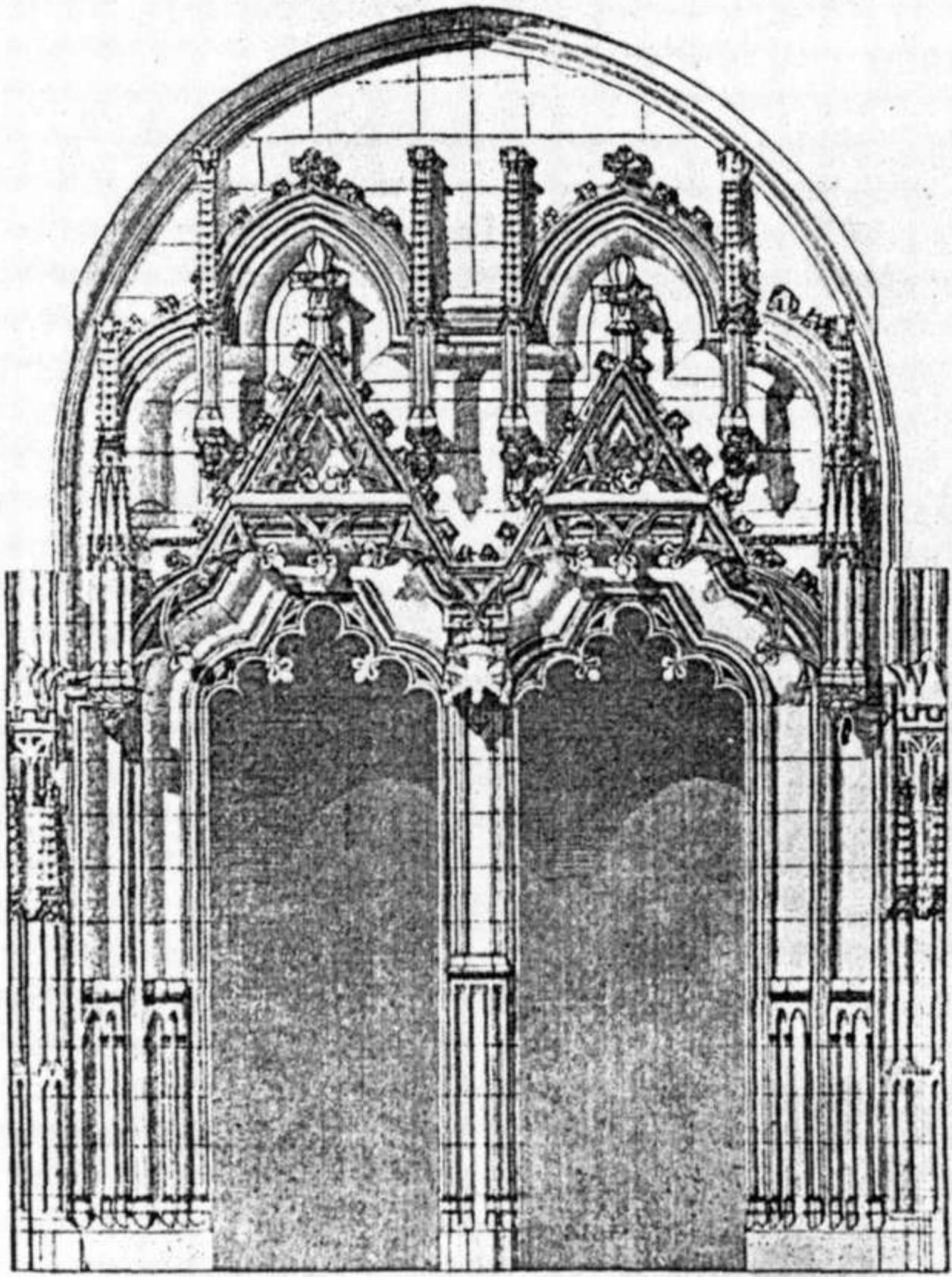
12. Kaschau, Kathedrale. Detail des Westportals.



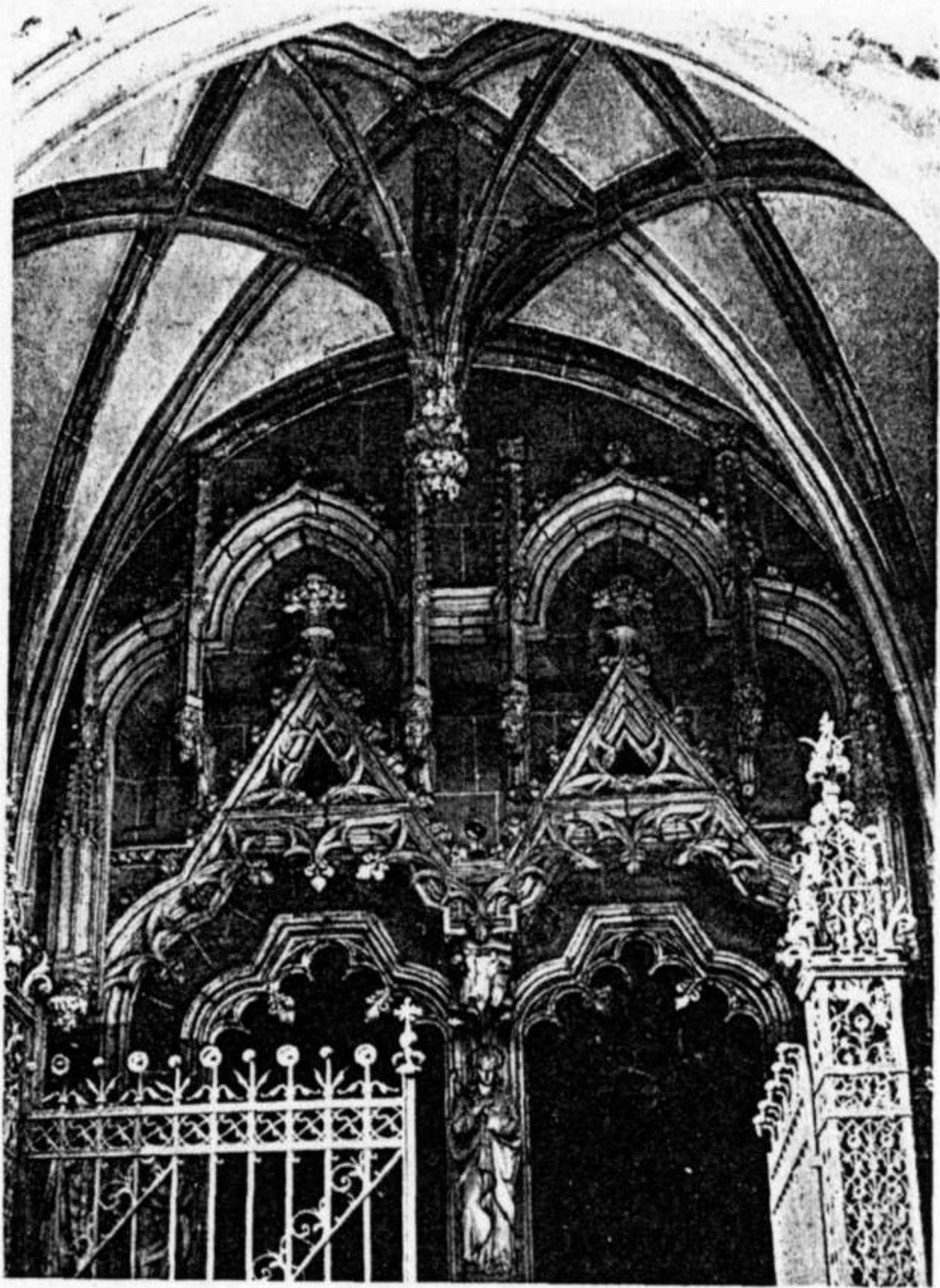
13. Kaschau, Kathedrale. Westportal.



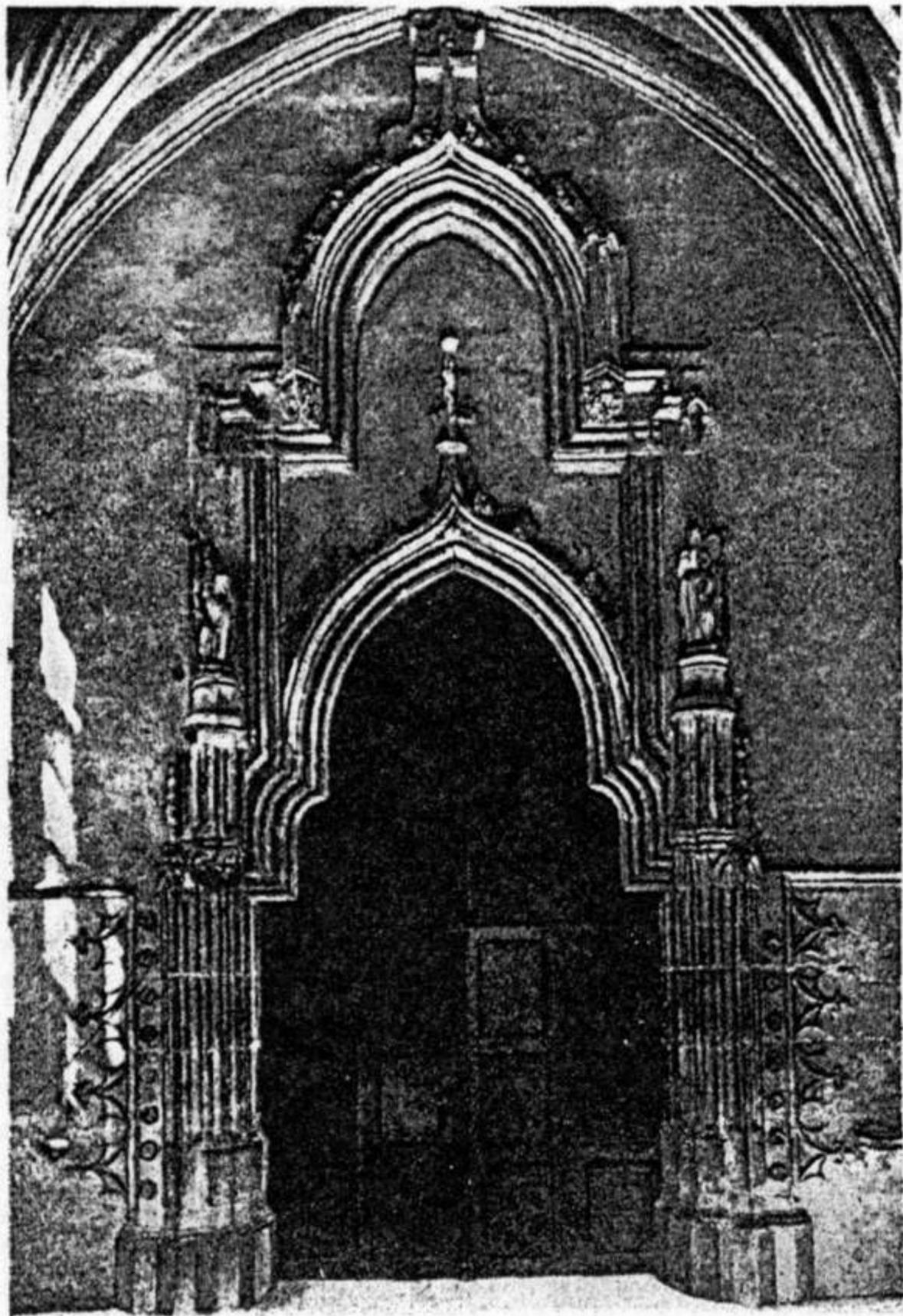
14. Kaschau, Kathedrale. Detail des Nordportals.



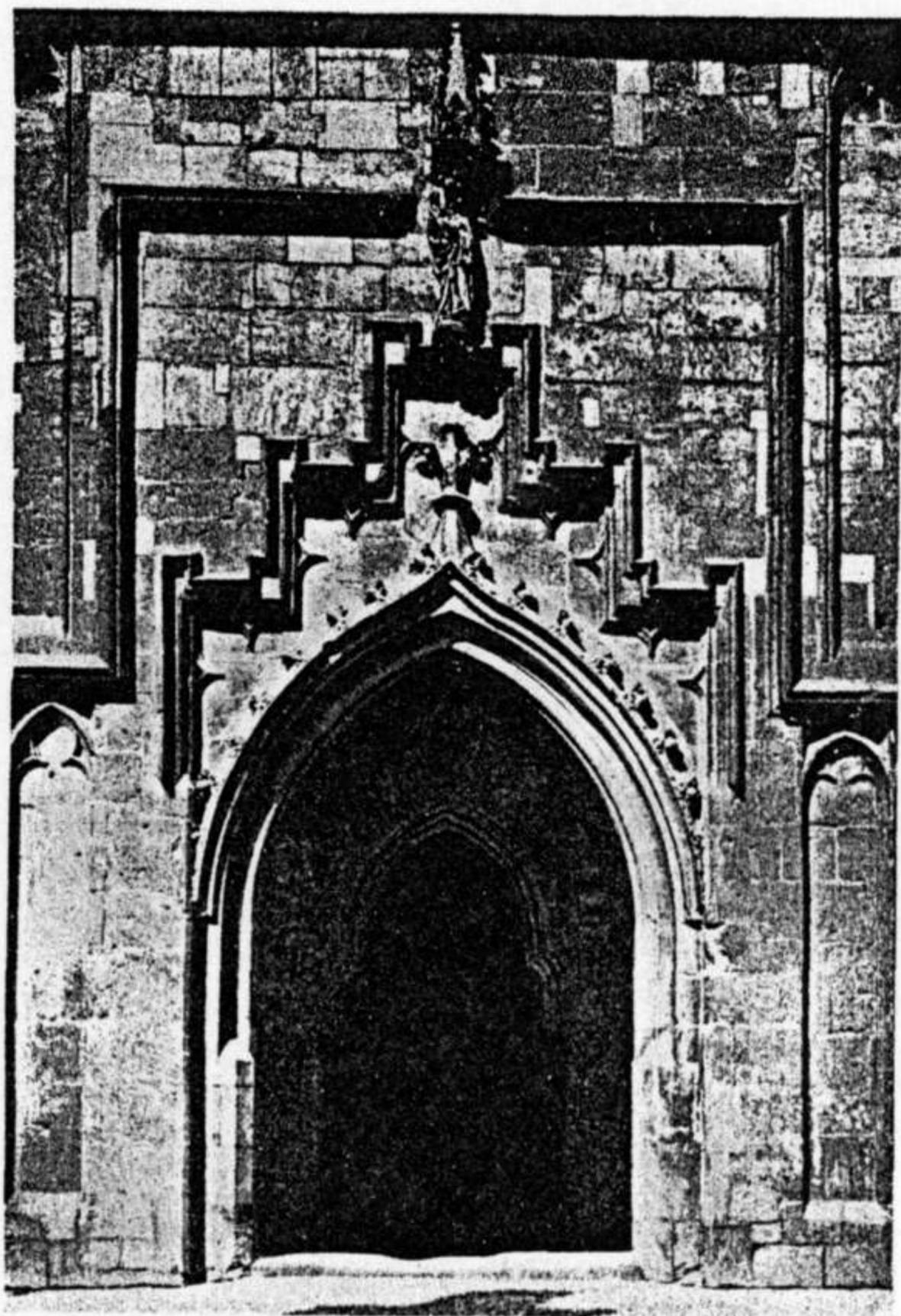
15. Kaschau, Kathedrale. Zeichnung des Südportals.



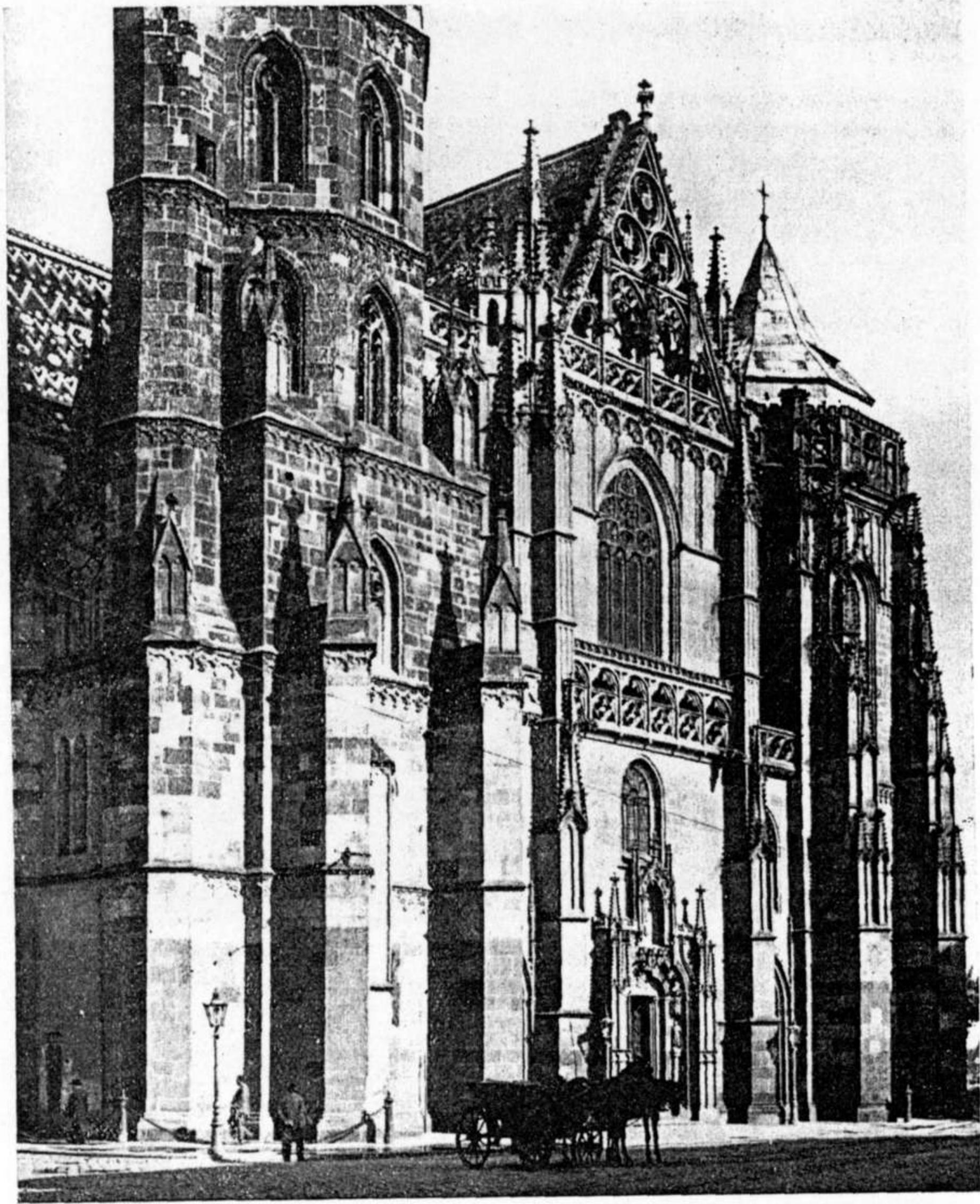
16. Kaschau, Kathedrale. Detail des Südportals.



17. Krakau, Kazimierz, St. Katherina-Kirche, das innere Seitenportal.



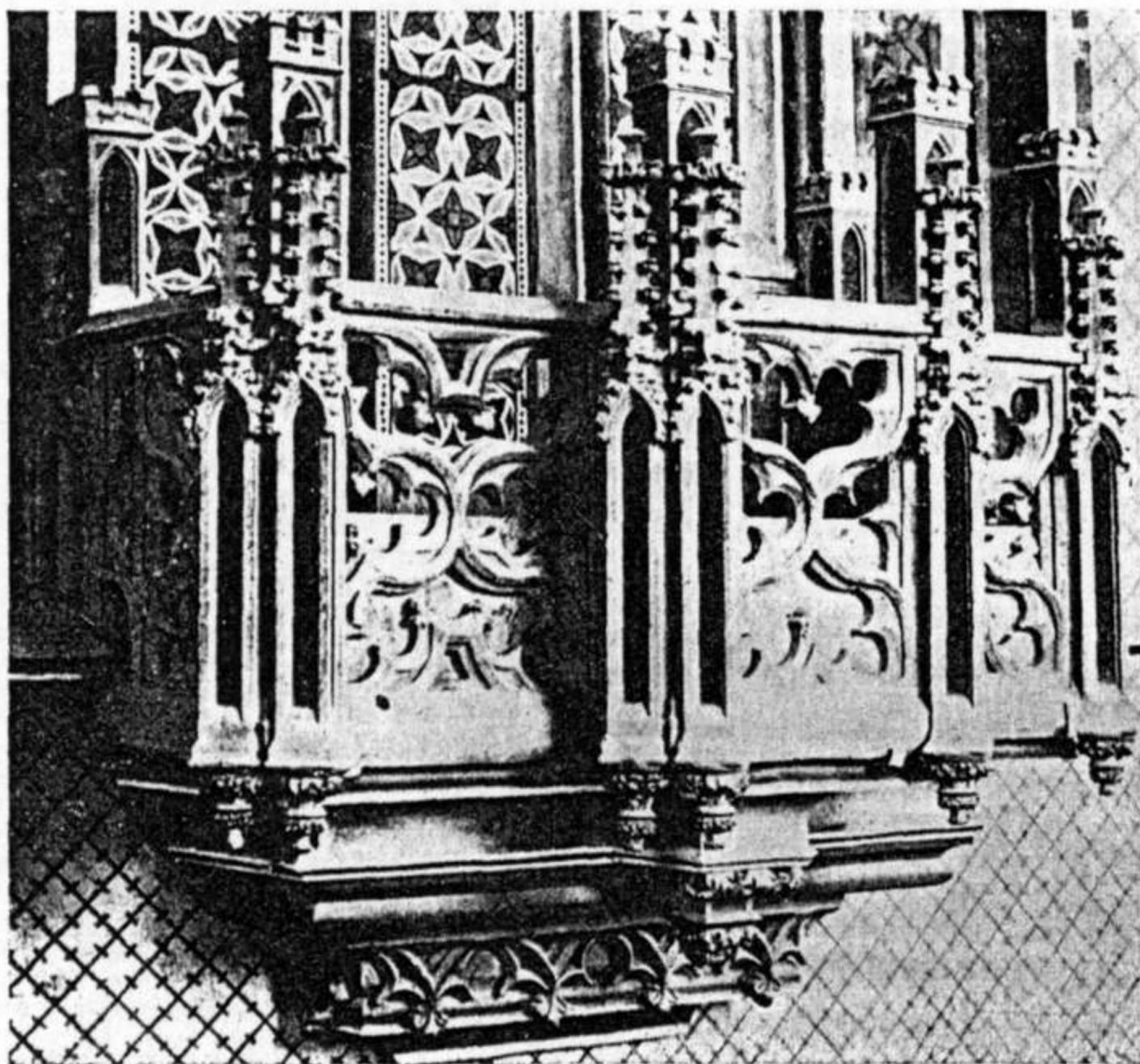
18. Krakau, Kazimierz, St. Katherina-Kirche, das äußere Seitenportal.



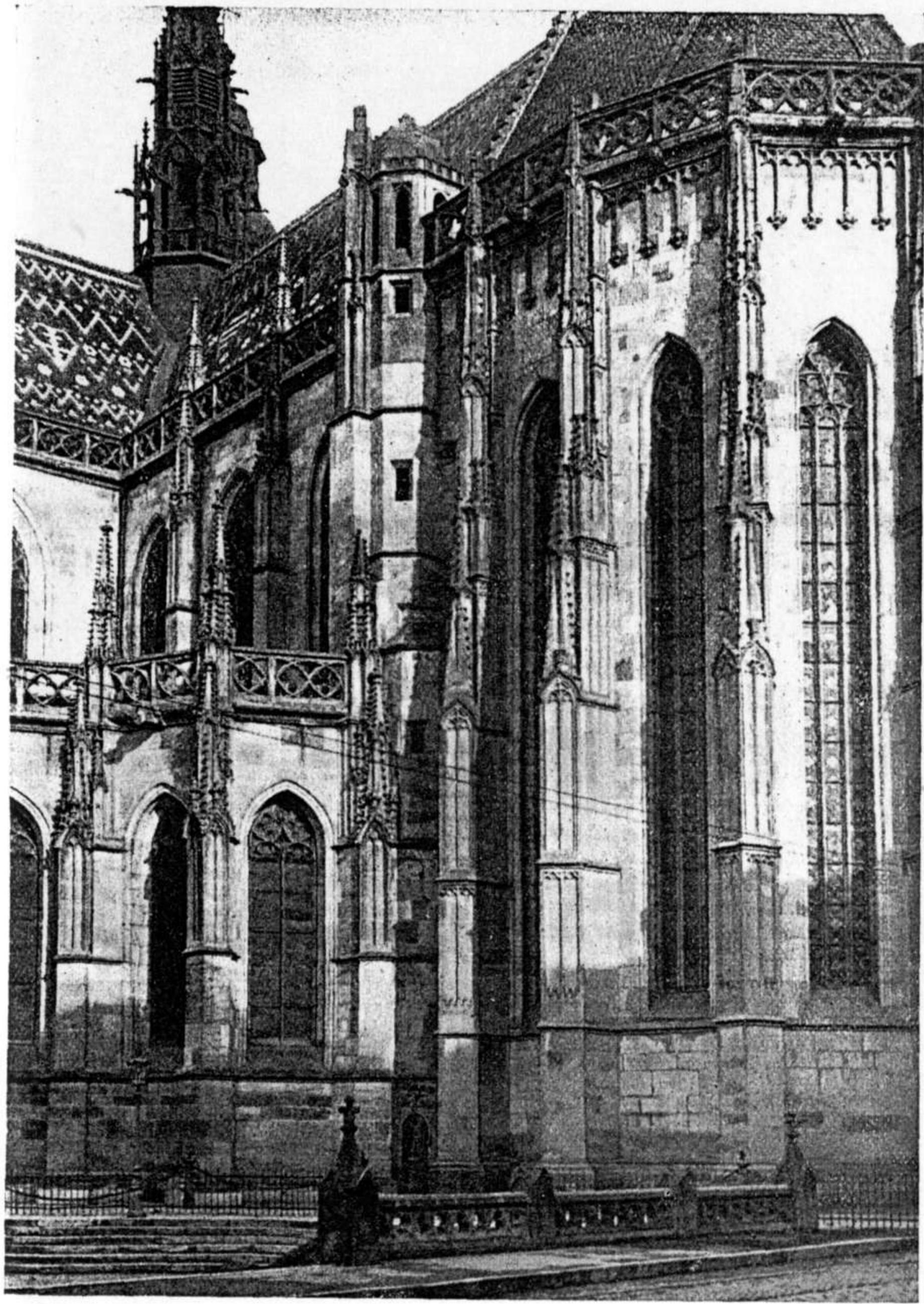
19. Kaschau, Kathedrale, Westportal.



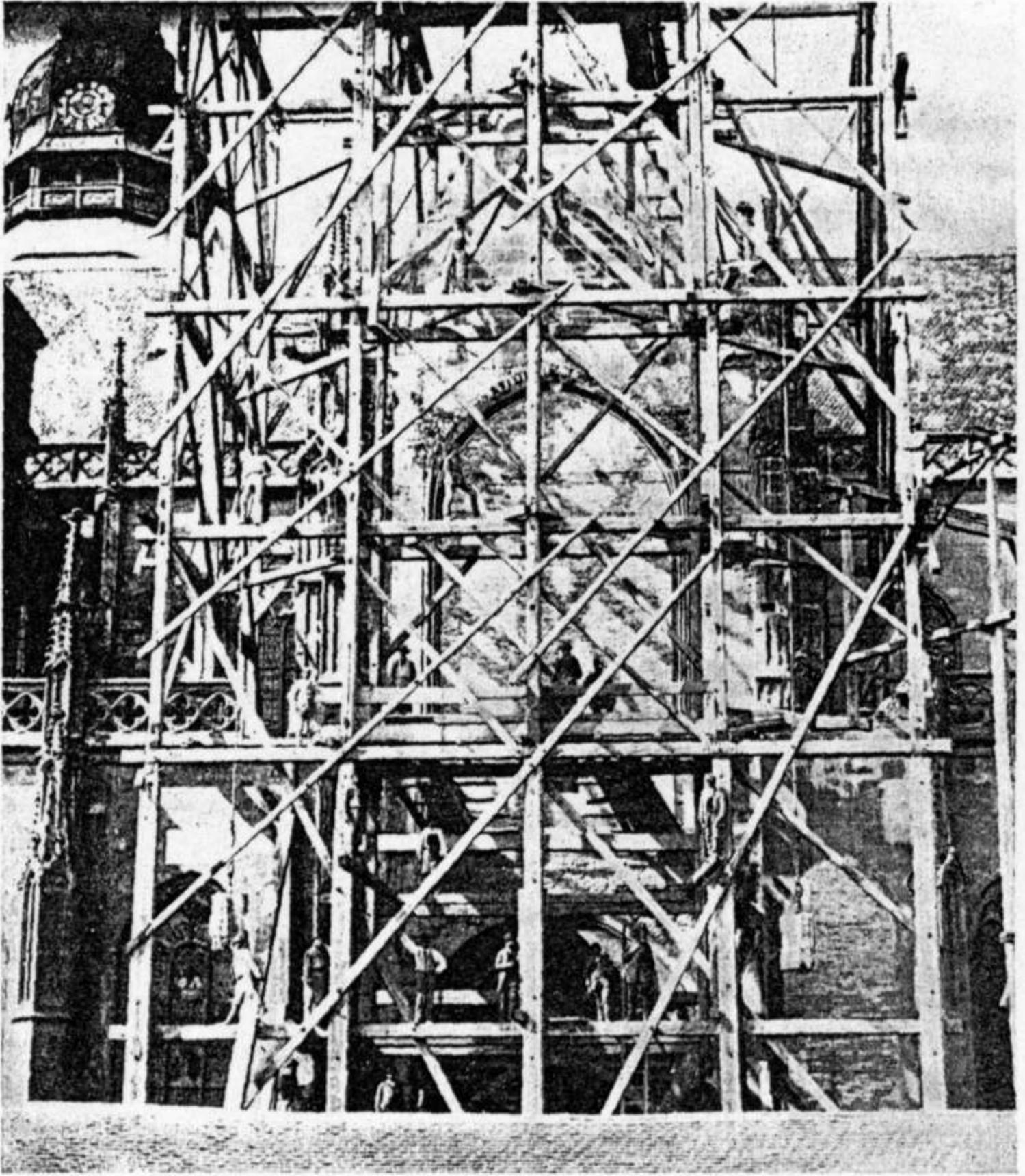
20. Kaschau, Kathedrale. Südturm.



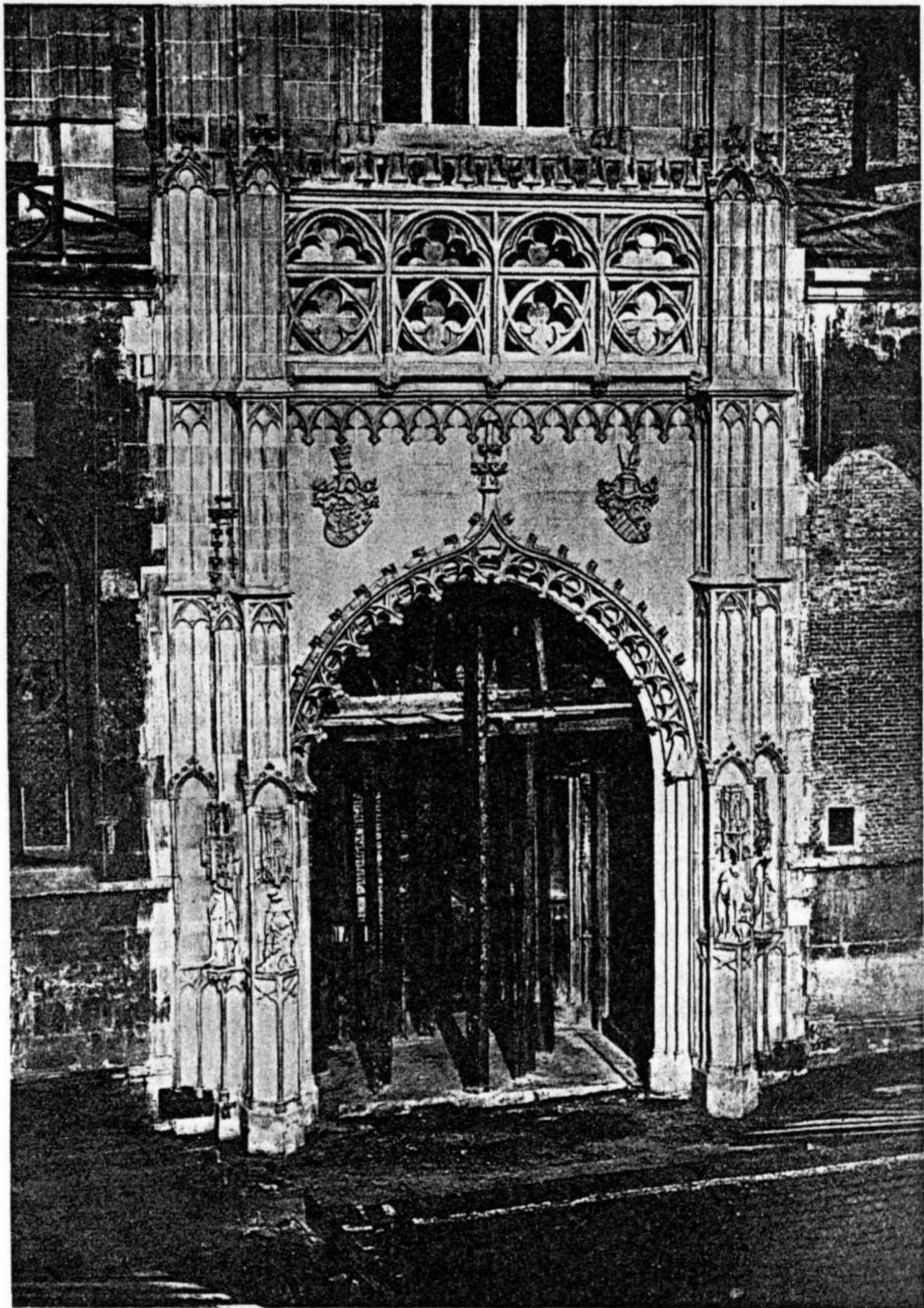
21. Kaschau, Kathedrale. Oratorium an der Nordseite des Hauptschiffes.



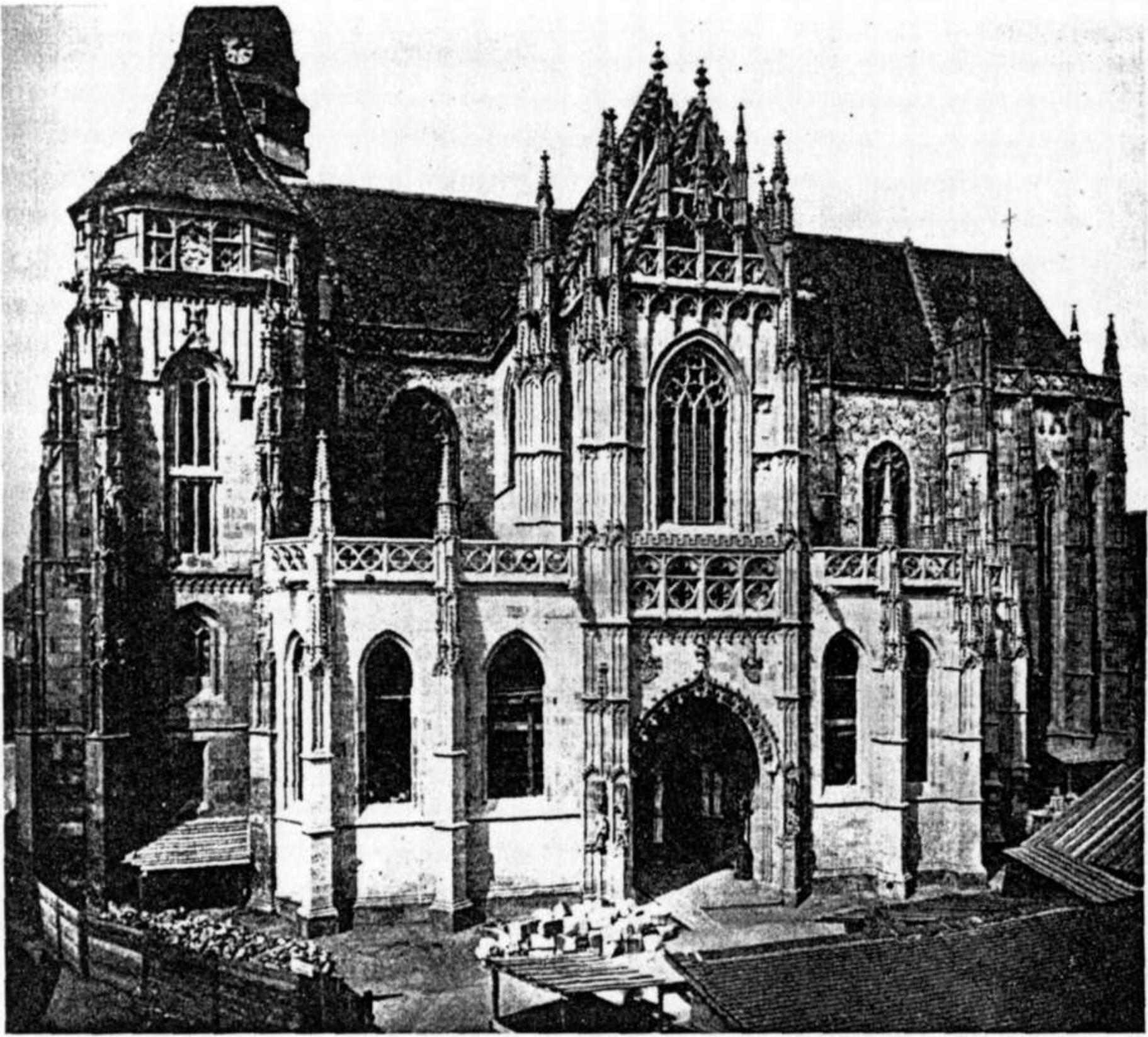
22. Kaschau, Kathedrale. Presbyterium.



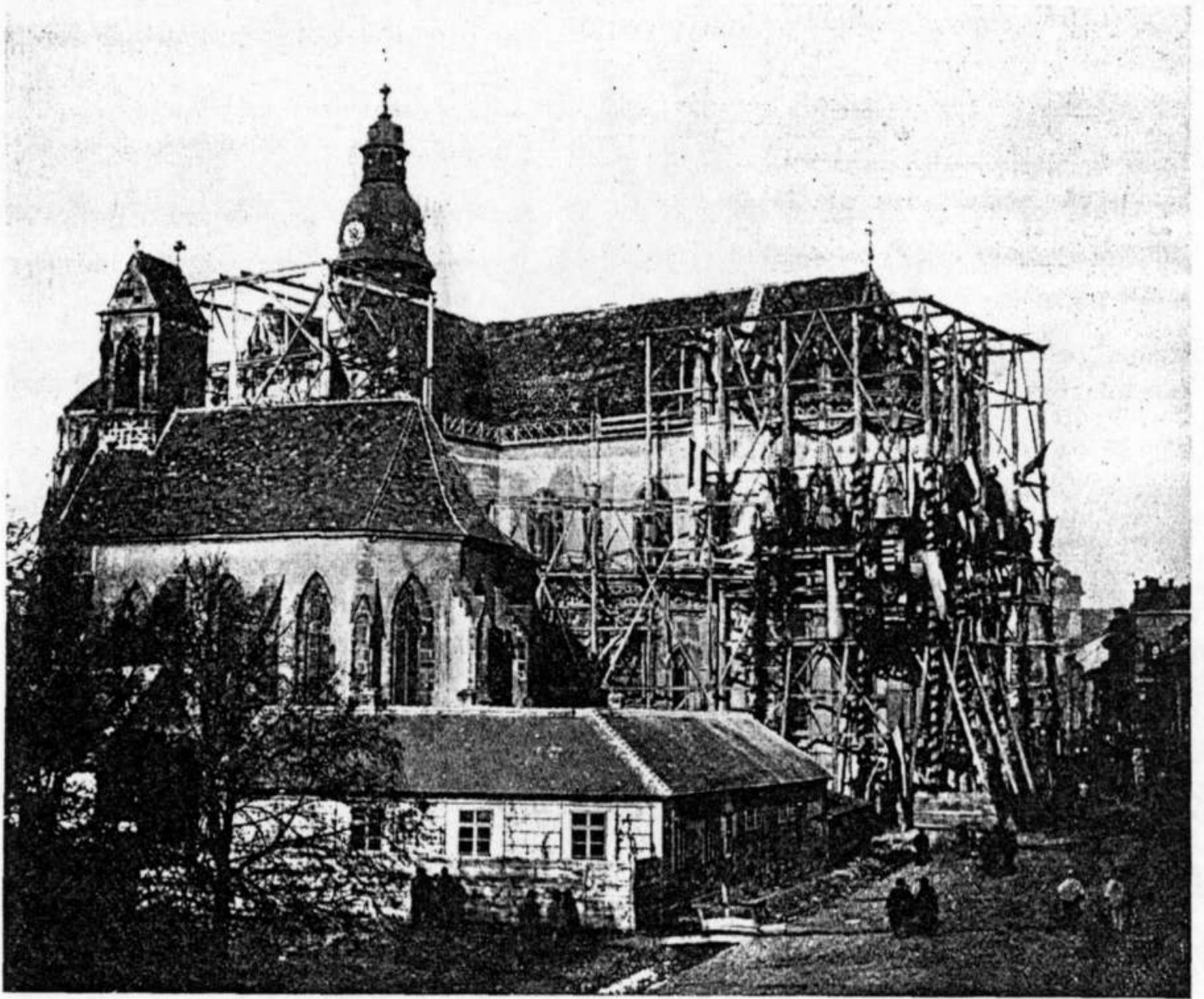
23. Kaschau, Kathedrale, die zweite Restauration. Der Giebel des südlichen Armes des Querschiffes nach Abtragung der Südvorhalle. 1883.



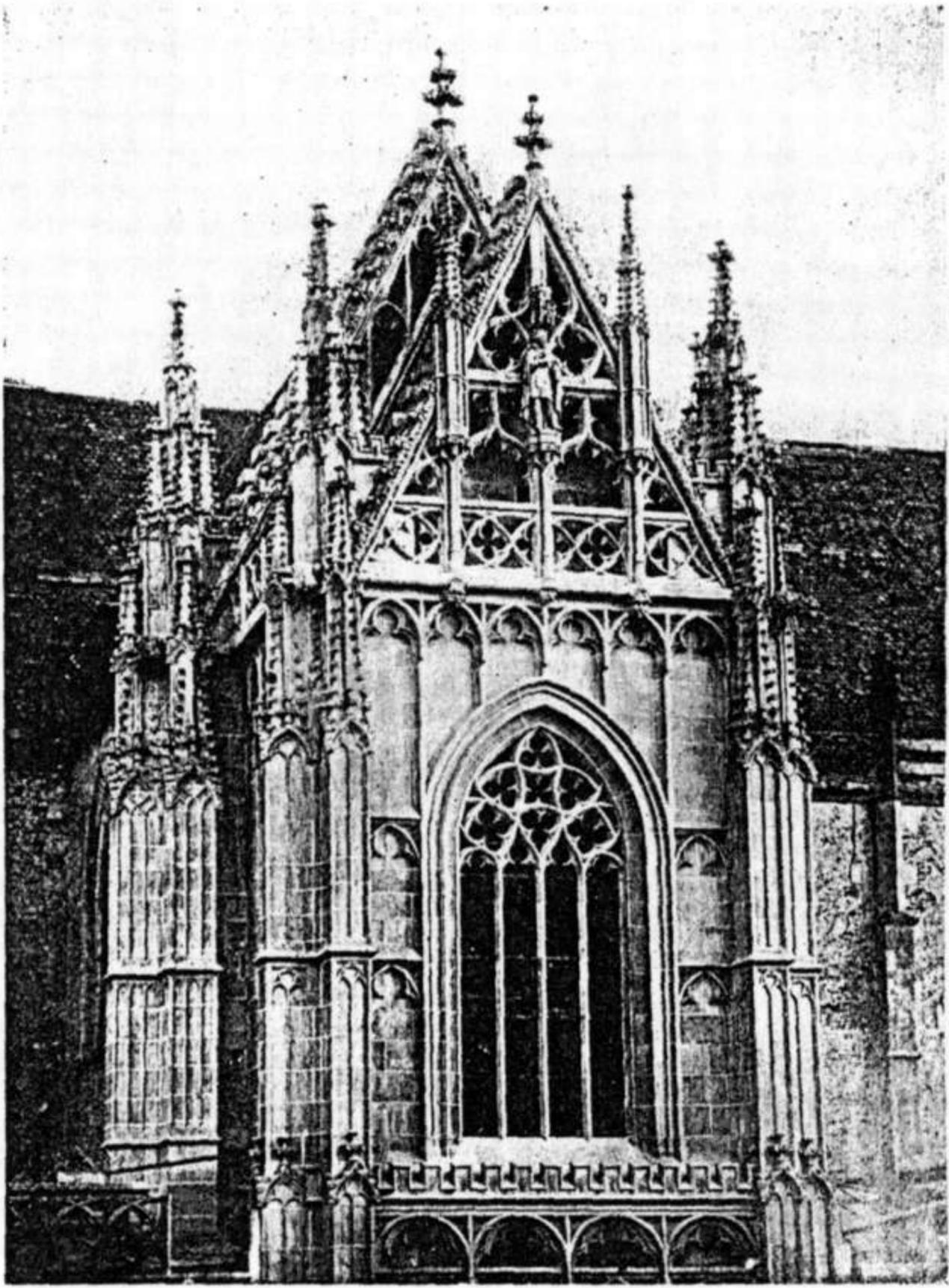
24. Kaschau, Kathedrale. Restauration der Südvorhalle im Jahre 1883.



25. Kaschau, Kathedrale. Zweite Restauration im Jahre 1884.



26. Kaschau, Kathedrale. Zweite Restauration. Festlicher Abschluß der Instandsetzungsarbeiten am Presbyterium, 10. XII. 1887.



27. Kaschau, Kathedrale. Giebel der Südvorhalle nach der Restauration, 1884.

Gotik allgemein als harte, unmalerische Lösung empfinden ließen. Der optischen Veranlagung dieser Zeit entspricht vielmehr eine Silhouette mit einem, seitwärts der Kirche stehendem Turm, wie dies schließlich auch das Schicksal des Prager oder Wiener Domes lehrt. Aber auch so schritt man zum Abschluß des Kaschauer Südturmes erst am Ende der Regierung Matthias'; denn noch aus dem Jahre 1482 hören wir von einer Schenkung zum Bau „und sunderliche zu dem thwrm“³²⁾.

Außer dem König waren aber auch die Kaschauer Bürger freigebige Gönner der Kirche und eine lange Reihe von Einträgen in den Rechnungsbüchern der Stadt gibt uns seit dem Jahre 1465 ohne Unterbrechung Kunde von deren Schenkungen und Vermächtnissen, mit welchen fromme Bürger ihrer lieben Schutzheiligen gedachten. Doch diese Angaben sind so kärglich, daß aus ihnen — wie es schließlich bei ihrer Art selbstverständlich ist — nicht darauf geschlossen werden kann, wie die Gelder dann in Wirklichkeit verwendet wurden; unserer Untersuchung bringen sie also keinen großen Nutzen. Um so wertvoller sind deshalb Nachrichten, die ganz bestimmte Bauteile betreffen. Wir kommen daraus nämlich zur Feststellung, daß zur Zeit Matthias' der ganze Langhaustrakt der Kathedrale wirklich schon völlig fertig dastand, so daß einzelne, höhergestellte Bürger bereits daran denken konnten, für sich und ihre Sippe private Gruftkapellen bei der Kathedrale zu erbauen — wie dies nunmehr allgemein üblich wurde. Auf diese Weise entstand vor allem die Heiligkreuzkapelle (heute Kapitelsakristei), welche an der Südseite der Kathedrale, nördlich der Südvorhalle liegt. Über ihre Entstehung belehrt uns die Inschrift auf dem Epitaph des hier begrabenen Stifters, des Stadtkonsuls August Cromer, der im Jahre 1472 gestorben ist; die Kapelle entstand also vor jenem Jahre³³⁾. Im Jahre 1475, als die Witwe des Verstorbenen in die Kapelle ein Altarbild anfertigen läßt, wird die Kapelle noch „die neue“ genannt³⁴⁾. Aber auch die auf der entgegengesetzten Seite der Südvorhalle liegende Kapelle, welche die Ecke zwischen dieser und dem Südturme ausfüllt, verdankt ihre Errichtung ähnlichen Beweggründen; es war eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle, die wahrscheinlich gleichzeitig mit der vorhergenannten entstanden ist; denn die Sonnenuhr an ihrer Schauseite trägt die Jahreszahl 1477. Aus der späteren Nachricht eines erzbischöflichen Briefes, welcher deren Patronatsrecht auf die Stadtgemeinde überträgt³⁵⁾, wissen wir auch, daß diese Kapelle von den Vorfahren des nachmaligen Graner Erzbischofs Geory Szatmári (dem Vater

³²⁾ MIHALIK, a. a. O., 1912, S. 42.

³³⁾ MIHALIK, a. a. O., 1912, S. 42.

³⁴⁾ MIHALIK, A Kassai dóm régi siremlékei (Alte Grabmäler im Kaschauer Dom). A. É. XVII, 1897, S. 164.

³⁵⁾ KEMÉNY, a. a. O., A. É. X, 1890, S. 340.

Stephan oder dem Oheim Franz), Kaschauer Bürgern, gestiftet worden ist. Durch den Anbau der beiden Kapellen wurde allerdings die ursprünglich auf drei Seiten frei geöffnete Südvorhalle auf zwei Seiten geschlossen.

Die schriftlichen Quellen aus der Zeit Matthias' erwähnen auch zum erstenmal mit Sicherheit den Namen des damaligen leitenden Hüttenbau-meisters. Es war der Meister Stephan, Steinmetz und Bürger zu Kaschau, den K. Divald irrtümlich dem Bartfelder Fuhrmann und Bürger Stephan Tarner gleichsetzt³⁶). Meister Stephan arbeitete in Kaschau bereits vor dem Jahre 1464; denn mit dem 14. Mai jenen Jahres ist ein Empfehlungsschreiben datiert, womit die Kaschauer seine Stellung im engeren Wettbewerb, den Bartfeld zwecks Gewinnung eines fähigen Architekten für den Bau ihrer Pfarrkirche ausschrieben, stützen wollten. Kaschau bestätigt hier, daß Stephan ihr „werkmeister“ sich bei dem Dombau von St. Elisabeth wie auch bei dem Bau des Stadthauses bewährt hat³⁷). Nach Erhalt des Bartfelder Auftrages, arbeitete er dort in den Jahren 1464/65; darauf aber hielt er sich wieder in Kaschau auf, wo wir ihm zwischen 1467 und 1487 als Mitglied der großen Ratsversammlungen treffen; im Jahre 1477 schreibt er erneut von Kaschau nach Bartfeld und noch im Jahre 1480 rechnen mit ihm die Kaschauer „wegen der Kirchenarbeit Sand Elisabeth“ ab³⁸). Seinen Lebensabend verbrachte Meister Stephan wahrscheinlich zu Ofen, wo er das Bürgerrecht erhalten hatte.

Nach diesen Nachrichten hätte es also den Anschein, daß dieser Stephan ein gesuchter und bedeutender Architekt war, und daß wir in ihm wirklich den leitenden Baumeister der Kaschauer Hütte sehen dürfen. Seine Bedeutung in der Geschichte der Kaschauer Kathedrale sinkt jedoch, wenn wir erwägen, an welchen Abschnitten des Dombaues er tätig sein konnte. Aus unseren bisherigen Überlegungen geht hervor, daß wir ihm außer dem Südturm lediglich die beiden nachträglich an die Südwand der Kathedrale angebauten Kapellen zuschreiben können; aus derselben Bauzeit wie diese stammte auch die bei der Restaurierung im vergangenen Jahrhundert leider abgerissene St. Josephskapelle an der Nordseite der Kathedrale, welche die gleiche Gewölbekonstruktion hatte. Vergleichen wir die Wölbart dieser Kapellen mit dem Gewölbe des Chores von St. Aegidien in Bartfeld, der das beglaubigte Werk Stephans ist, so kommen wir zu dem Schluß, daß Stephan in der Tat die Seitenkapellen der Kathedrale erbaut hat; für ihn spricht

³⁶) DIVALD, A Kassai dóm mesterei (Die Meister des Kaschauer Domes), 1929, wo der Meister Stephan irrtümlicherweise mit Stephan Tarner identifiziert wird.

³⁷) KEMÉNY, a. a. O., A. É. XVII., 1897, S. 42.

³⁸) DIVALD, a. a. O., 1929, S. 48. — Siehe auch: KEMÉNY L., Kassa város régi számadáskönyvei 1431—1533 (Die alten Rechnungsbücher der Stadt Kaschau aus den Jahren 1431—1533). Kaschau 1892, S. 15.

besonders auch das charakteristische Detail der Gewölbeansätze, wo die Rippen nicht unmittelbar auf die Kapitelle der Dienste aufsitzen, sondern in ein polygonales Prisma, das den Dienst über das Kapitell hinauf fortsetzt, einschneiden. Dieses Detail ist Bartfeld und Kaschau gemeinsam; die Profilierung der Gewölberippen wie auch die Zeichnung der Wölbungsfiguren selbst (die in Kaschau allerdings durch Rücksichten auf den vorhandenen älteren Bau eine starke Bindung erfahren) ist jedoch bei den Kaschauer Kapellen fortschrittlicher, was auch in den Feststellungen der archivalischen Belege, welche die Kaschauer Kapellen um etwa zehn Jahre nach dem Bartfelder Chorgewölbe ansetzen lassen, seine Bestätigung findet.

Es verbleibt nunmehr noch zu untersuchen, ob der Meister Stephan vielleicht auch den mit dem Matthiasschen Wappen geschmückten Südthurm der Kathedrale habe errichten können. Die architektonische Ausgestaltung dieses Turmes ist erheblich von der des Nordturmes verschieden; sie ist aber auch in ihrem System (nicht doch in ihrer Stilform) archaischer. Hier handelt es sich immer noch um ein vierkantiges, von Strebepfeilern begleitetes Prisma; die wagrechte Gliederung ist noch unterdrückt; die Stützpfeiler streben ohne Rücksicht auf Stockwerke längs der ganzen Turmhöhe empor und ihre nach oben sich verjüngende Masse, die sich in ein chaotisches, sozusagen noch irrational wirkendes Splitterwerk von Fialen auflöst, gibt dem Turmumriß eine jäh ansteigende Bewegung, ganz im Sinne der nachklassischen Gotik. Das Detail der Stützpfeiler (die Aufspaltung ihrer Stirnseiten in zwei über Eck gestellte Fialen) erinnert von fern noch an das Vorbild des Turmes des Prager St. Veitsdomes. Wie wir also sehen, ist dieser Turm bis zur Höhe der Seitenschiffe der Kathedrale noch das Werk der ersten hiesigen Hütte. Nach der während Jiskras Herrschaft eingetretenen Pause wurde er dann unter der Regierung König Matthias' bis zur heutigen Höhe immer noch nach dem aus der Zeit um 1400 stammenden ursprünglichen Entwurf zu Ende geführt. Der zeitliche Fortschritt äußerte sich hier in der Folge nur darin, daß es stilistisch zu einer zeitgemäßen Angleichung kommt: die Bogen bekommen Eselsrücken, das Maßwerk flamboyante Motive, die Profile überschneiden sich nunmehr in den Ecken; kurz der stilistische Formenapparat erfährt eine Wandlung im Geiste der fortschreitenden Barockisierung des spätgotischen Stiles. Man müßte sich also die Frage stellen, ob diese Aufgabe, die doch erhebliche Ansprüche an die erfinderische Gewandtheit des Architekten stellte, von Meister Stephan gelöst werden konnte, einem Baumeister, den wir doch an seinem Bartfelder Gewölbe als einen verhältnismäßig nüchternen und trockenen Projektanten kennen gelernt haben. Ziehen wir weiters dazu in Betracht, daß Stephan auch das Sakramentshäuschen der Bartfelder Kirche meißelte (1465), ein zwar spielerisch-dekoratives Werk, dessen Einzelmotive (Hänge-

konsolen der Fialen, dreinasige kleine, die Horizontalgesimse säumende Bogen) jedoch noch an ähnliche Motive der Kaschauer Portale anknüpfen, so können wir keinesfalls seine Beteiligung am Bau des Südturmes der Kathedrale zulassen. Die eigentliche Turmbekrönung, die, wie es scheint, erst in den allerletzten Jahren der Regierung Matthias' aufgesetzt worden ist, entstand also ehestens zu einer Zeit, in der Meister Stephan Kaschau bereits verlassen und in Ofen Aufenthalt genommen hatte.

So sehen wir also in Meister Stephan einen keineswegs vorkämpferischen Architekten, sondern einen Meister, der aus dem Formenvorrat der zweiten Kaschauer Hütte schöpft, und dessen Blick jedenfalls mehr nach rückwärts, denn in die Zukunft gerichtet ist. Mit dem fortschrittlichen Stile des Südturmes der Kathedrale, bei dem der feste Bau der gotischen Formenfibel schon konsequent nach optischen Grundsätzen aufgelockert wird, kann sich Stephans Kunst nicht mehr messen.

Kurz nach dem Tode des Königs Matthias (1490) traf die Kathedrale eine Katastrophe. Der jüngere Bruder der neuerwählten Königs, Wladislaw von Böhmen, der polnische Thronfolger Johann Albrecht fiel in Oberungarn ein und belagerte im Jahre 1491 Kaschau. Bei der Beschießung der Stadt erlitt der Außenschmuck der Kathedrale schweren Schaden. Nachdem Anfangs Januar 1492 Albrecht bei Eperies geschlagen worden war, konnte die Stadt die nötigen Instandsetzungsarbeiten in Angriff nehmen. Noch im selben Jahre verfügt König Wladislaus, daß die Hinterlassenschaft des Stadtschreibers Martin, der ohne Testament verstorben war, der Instandsetzung des Domes anheimfalle und in den Jahren 1493 und 1494 erteilt der Kirche Papst Alexander VI. zu demselben Zwecke gewisse Ablässe³⁹⁾. Die Hauptinstandsetzungsarbeiten werden in den Jahren 1496—1498 durchgeführt, wie die am Bauwerk selbst aufgefundenen beiden Inschriften bezeugen. Bei der Restaurierung der Kathedrale stieß man im Jahre 1886 auf das Fragment einer auf Pergament geschriebenen Gedenk-inschrift, die von der Belagerung der Stadt im Jahre 1491, von der Niederlage vor Eperies, von dem Brand, der Kaschaus Vorstädte zerstörte, und von der auf das alles folgenden Not und Pestseuche spricht; dort lesen wir auch, daß in den Jahren 1496 und 1497 der Nordturm, das Dach und die Giebel auf allen Seiten der Kirche instandgesetzt worden sind, und daß der Turm mit einer Uhr versehen worden ist. Pfleger der Kirche war damals Czymermann aus Olzna und leitender Baumeister, der die Arbeiten durchführte, war der Steinmetz Nikolaus Krompholz aus Neiße; die Aufsicht über den Bau führte jedoch Wenzel aus Prag⁴⁰⁾. Diese Angaben wurden

³⁹⁾ Wick, a. a. O., S. 35 ff.

⁴⁰⁾ A. É.; XVII., 1897, S. 43; der Meister Wenzel wird hier von Kemény mit Wenzel, dem Meister des Prager Pulverturmes, identifiziert; im Jahre 1512 nahm

später noch durch den Fund einer zweiten in Majuskeln am Gesims der Westfassade des Domes eingeritzten Inschrift bestätigt⁴¹⁾.

Die Tätigkeit des Meisters Krompholz beschränkte sich also vorläufig nur auf die Wiederherstellung der beschädigten Teile der Kathedrale; die Angelegenheit ist für uns zunächst nur insofern von Interesse, als sie zeigt, daß sich die Kaschauer um Steinmetzen immer noch an das angrenzende Nachbarland wenden: — der Meister Krompholz stammt aus dem Glatzer Neiße und arbeitete auch in Krakau, wie wir aus seinem Guthaben bei dem Krakauer J. Blatfusz aus dem Jahre 1493 wissen⁴²⁾. In diesem Jahre weilte er aber bereits in Kaschau, wo er sich ersichtlich für dauernd niedergelassen hatte; denn hier wird er in der Folge in verschiedenen öffentlichen Stellungen bis zum Jahre 1513 erwähnt. Glatz, die alte Landschaft der böhmischen Krone, wie auch das benachbarte Schlesien knüpfen im beginnenden 15. Jh. an die Neuschöpfungen der Prager Hofkunst an, entfalten die spätgotischen Stilprobleme an vielen Stadtkirchen und werden so zu Vermittlern zwischen dem Westen und dem Osten Europas; wie wir sehen erhielt sich ihre Bedeutung bis in die Zeit um 1500, in welcher so auf diesem Wege einige Formen der Sondergotik des sächsischen Erzgebirges nach Oberungarn gelangen. Während sich die Westslowakei ihre Formen immer noch aus dem österreichischen Donaugebiet holt, stehen so die Gebiete der Ostslowakei unter dem Einfluß der Sudetenlande.

Wenn nun festgestellt werden kann, daß Meister Krompholz sich nach Beendigung der Instandsetzungsarbeiten am Dom für dauernd in Kaschau ansäßig machte, so besteht kein Grund an der Nachricht zu zweifeln, daß er auch den letzten Teil der Kathedrale, ihren Chor, errichtet habe. Wie wir aus der bisherigen Entwicklung des Baues derselben wissen, war ihr Westtrakt noch vor der Mitte des 15. Jh.s fertig; die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts beschäftigte sich weiter mit den Turmbauten und fügte zu den Schiffen der Kathedrale die Seitenkapellen hinzu. Einzig im Osten gähnte im Bauwerk eine immer noch nicht geschlossene Lücke; das kurze Presbyterium, das der Entwurf der ersten Hütte nach dem Muster Xantens vorsah, war nicht verwirklicht worden. Der Bau des Langhauses machte bei dem Siegesbogen Halt, dessen Leibungen und Bogen wurde bereits von der zweiten Hütte im Stile der Schiffsarkaden errichtet. Für die relative zeitliche Reihung der einzelnen Bauteile der Kathedrale ist jedoch von Wichtigkeit zu wissen, daß auch die beiden in den Ecken bei dem Sieges-

jedoch Frau Barbara Krompholz die gesamte bewegliche und unbewegliche Habe Meister Wenzels, des Malers, in Beschlag (A. É., XVII., 1897, S. 414). So ist es möglich, daß es sich hier um eine und dieselbe Person handelt.

⁴¹⁾ KEMÉNY, a. a. O., A. É., XVII., 1897, S. 43.

⁴²⁾ MIHALIK, a. a. O., 1912, S. 48 und auch A. É., XXX, 1910, S. 168 ff.

bogen das Gewölbe des Presbyteriums tragenden Dienste die gleiche Form wie die Dienste im Schiff der Kathedrale haben und daß sie sich somit wesentlich von den übrigen Diensten des Presbyteriums unterscheiden. Wie also ersichtlich ist, hat die zweite Bauhütte gemeinsam mit dem Siegesbogen, welcher auf dieser Seite das Mittelschiff abschloß, auch kurze Abschnitte des künftigen Chores aufgeführt und in denselben bereits die Eckdienste für das geplante Gewölbe angelegt. Das Presbyterium selbst wurde dann an diese fertigen Teile erst später angefügt, wie dies die abgeänderte Form der Dienste anzeigt. So beweist also das Bauwerk selbst, daß sein Chor der jüngste Teil der ganzen Kathedrale überhaupt ist, — während sich im bisherigen Schrifttum größtenteils die irrige Ansicht aufrecht erhält, daß ganz im Gegensatz hiezu der Bau der Kathedrale unter König Sigismund gerade mit diesem Chor begonnen worden sei⁴³).

Einzig Gál L.⁴⁴) erwähnt, daß im Jahre 1908 in einem der Strebepfeiler des Presbyteriums eine eingelötete Pergamenturkunde mit der Jahreszahl 1508 und dem Namen des Baudirektors, Meister Kromphols, gefunden worden ist. Nachdem wir aufzeigen konnten, daß der Chor der jüngste Teil der Kathedrale ist, so besteht keine Ursache dieser Nachricht nicht Glauben zu schenken. Krompholz konnte im Jahre 1508 das Presbyterium um so eher fertigstellen, als auch die Stilform desselben in der Tat erst dem Beginn des 16. Jh.s entspricht (Abb. 22). Es ist dies ein Bau aus der allerletzten Periode der Spätgotik, aus einer Zeit, welche die letzten Erinnerungen an jegliche tektonische Gliederung über Bord wirft. Die rein dekorative Natur dieses Baus zeigt sich z. B. an dem zierhaften Füllungswork, das am Hauptgesims unter der Balustrade aufgehängt ist und auch an der Durchbildung der Strebepfeiler, an welchen für die Datierung von besonderer Wichtigkeit das blinde Maßwerk im dritten Stockwerk dieser Pfeiler mit seinem sich überschneidenden Stäben ist. Im Innern des Presbyteriums zeigen auch die Gewölbefigur und die Dienste die Formen des späten Stiles, wobei einzelne für die ältere Kaschauer Hütte kennzeichnende Motive sich auch jetzt noch erhalten, wie z. B. das Motiv des konsolartigen Abbrechens der Dienste, das nach seiner ersten Anwendung am Nordportal zum beliebten Motiv aller folgenden Hütte der Kathedrale wurde. Die zeichnerischen Formen der Portale sind ebenfalls noch lebendig; in spätgotischer Ausführlichkeit sehen wir sie in den Archivolten der blinden Wandarkaden, welche die rechteckigen Rahmen zwischen den Diensten und dem Kaffgesims des Chores ausfüllen; freilich sind die Formen hier schon schlaff, eingedrückt, wie in sich zusammengesunken — der feste Aufbau und die

⁴³) KEMÉNY, a. a. O., A. É., XVII, 1897, S. 43.

⁴⁴) L. GÁL, L'architecture religieuse en Hongrie, Paris 1929, S. 238.

saftige Lebenskraft des Stiles der zweiten Hütte sind bereits dahin. Den gleichen Stil zeigt auch die gleichzeitig mit dem Chore erbaute Sakristei.

Der Anbau dieses Chores überschritt auch, wie es scheint, das grundrißliche Ausmaß, das für die Kathedrale bei ihrer Anlage durch die erste Hütte abgegrenzt worden war. Der spindelförmige Marktplatz wurde hier nun plötzlich gewaltsam verengert; denn das neue Presbyterium ließ zwischen der Kirche und der Häuserfront ein nur ganz schmales Gäßchen übrig. Wie es scheint sollte die Kathedrale ursprünglich nicht so lang werden; so aber wurde der Platzraum entzweigeschnitten. Daraus läßt sich schließen, daß Krompholz zu Beginn des 16. Jh.s den Chor länger, als er ursprünglich geplant war, erbaut hat, d. h. daß er sich nicht an den ursprünglichen Plan gehalten hat, sondern also dieses neuen Presbyterium ganz nach eigenen Plänen errichtet hat. •

Mit dem Werk Nikolaus Krompholzs schließt die mittelalterliche Dombaugeschichte Kaschau. Nur bei der nebenan liegenden St. Michaelskapelle errichtete noch in dieser Zeit Georg Szatmári, damals Bischof zu Fünfkirchen, an der Nordseite des Langhauses ein Seitenschiff, welches jedoch bei der Restaurierung der Kapelle zu Beginn unseres Jahrhunderts abgetragen wurde.

Die neuzeitliche Geschichte der Kathedrale kann nur ganz kurz angedeutet werden; was die künstlerische Bedeutung dieses Zeitabschnittes anbelangt, so ist diese seine Bilanz ganz und gar passiv. So verzehrte bereits am 13. April 1556 ein großes Schadenfeuer, dem ein großer Teil der Stadt zum Opfer fiel, auch an der Kirche alles, was von Holz war, vor allem die Dächer; damals schmolzen die Glocken und die stürzenden Dachbalken durchschlugen die Gewölbe der Seitenschiffe. Im selben Jahre noch wird an der Erneuerung der Dächer gearbeitet. Ein weiterer Brand beschädigte die Kathedrale im Jahre 1775; aus dieser Zeit stammt der heutige Helm des Nordturmes. Im Jahre 1804 wurde die Kirche durch die Errichtung der Kaschauer Diözese zur bischöflichen Kathedrale erhoben.

Das traurigste Schicksal erwartete die Kathedrale im 19. Jh. Das herabgekommene und durch ein Erdbeben im Jahre 1834 erschütterte Bauwerk wurde im Jahre 1845 durch eine große Überschwemmung aufs neue schwer beschädigt; der aus seinen Ufern getretene Hernad setzte den ganzen Marktplatz unter Wasser, welches auch in die Kirche eindrang, das Pflaster über den Gräften durchbrach und die Grundfesten der Mauern und Pfeiler bedrohte. Die Sicherung der Kirche durfte nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden; der Bau war in seiner Konstruktion selbst getroffen, in seinem Bestande bedroht. Doch was war das Ergebnis dieser Sicherungsarbeiten? Der Bischof Fábry und der im Jahre 1856 gegründete Kirchen-

verein von St. Elisabeth sammelten Geschenke und Gaben und in den Jahren 1857—1863 ließen sie die Außengalerie unter dem Hauptgesimse ausbessern, ferner den ganzen Innenraum bunt ausmalen und am Gewölbe glanzvergoldete Holzscheiben in der Art von Sternen anbringen, die Kirche bekam weiters neue „stilgerechte“ Fenster, auf dem Turme wurde für Beleuchtung der Uhr gesorgt und das Innere der Südosthalle wurde nach dem Muster der Pariser Ste. Chapelle ausgemalt und vergoldet. Zum Schluß wurde noch das Südportal durch Anbringung neuer Statuen „vollendet“ und das Kirchendach mit buntglasierten Dachplatten abgedeckt. Diese vom Baumeister K. Gerstner geleitete Instandsetzung fiel also so romantisch aus, wie auch die Ansichten der damaligen „Archäologen“ über die Baugeschichte der Kathedrale waren; seit dieser Zeit hält sich nämlich für lange in der madjarischen Literatur das romantische Märchen, daß die Kathedrale im 13. Jh. von Villard d' Honnecourt erbaut worden sei.

Doch unter all dem neuen Flittergold verfiel die Kathedrale immer weiter; verhängnisvoll wurde das Jahr 1875 in dem ein Sturmwind ihre Mauern ins Wanken brachte; damals kam man auch darauf, daß die Innenpfeiler nicht einmal mehr senkrecht standen. Doch so wie die erste Instandsetzung schreiend untechnisch war, so sollte die zweite im Gegensatz hiezu wieder maßlos konstruktivistischer Art werden; aus dieser neuen Wiederherstellung ging die Kathedrale mit derart schweren Beschädigungen hervor, daß sie heute beinahe aufgehört hat ein historisch-ursprüngliches Bau-
denkmal zu sein. Die Wiederherstellung nahm der Staat selbst in die Hand. Auf Anraten des ungarischen Kultusministers A. Trefort wandte man sich um die Ausarbeitung eines Ideenprogrammes an den Restaurator von St. Stephan, Fr. Schmidt; im Jahre 1877, unter dem Bischof Schuster, wurde dann von Imrich Steindl, Professor der Pester technischen Hochschule, das Bauprojekt angeführt. Zu den Bauarbeiten wurde der württembergische Baumeister J. Weber berufen. Im Jahre 1877 begann man aus Wallendorf Steine in die neue Bauhütte zu führen; 1878 wurde das Presbyterium instandgesetzt (1881 vollendet) und die Wiederherstellung der Südosthalle beschlossen, und zwar in der Weise, daß ihr ganzer Bau mitsamt dem Gewölbe und dem königlichen Oratorium abgebrochen und von Grund auf aus neuem Stein aufgebaut werden sollte. Im Jahre 1883 wurde dieser Vorsatz in die Tat umgesetzt (Abb. 23, 24, 25, 26 und 27). Dabei wurde die Schauseite des neuen Bauwerks bedeutend „verschönert“ durch Anbringung neuer Füllungen und Balustraden, ebenso wie man im darauffolgenden Jahre die Fenster der Nachbarkapellen mit neuem Maßwerk versah. Der im Jahre 1880 verstorbene Baumeister Weber fand einen Nachfolger im Wiener V. Fröhde (bis 1896). Die Instandsetzung des Innern der Kirche wurde im Jahre 1882 in Angriff genommen; um größere Festigkeit der Grundmauern zu erzielen,

begann man diese unter dem Pflaster zu untermauern und gegenseitig durch Mauern zu verbinden. Dabei stieß man auf den Grundriß der alten, aus dem 13. Jh. stammenden Kirche, wie auch auf verschüttete Grabplatten. Dadurch kam in die Baugeschichte der Kathedrale etwas Licht.

Doch im Januar des Jahres 1884 barst ganz unerwartet einer der Hauptpfeiler in der Nordarkade des Mittelschiffes. Der Hütte und auch Professor Steindls bemächtigte sich Panik; die Regierung machte ihnen zur Pflicht, alles, was in Menschenkräften liegt, für die Rettung des Bauwerkes zu unternehmen. Vier Wochen lang arbeiteten gegen 140 Arbeiter bei dreifachem Lohn am Bau einer provisorischen Mauer, welche die bedrohte Nordarkade unterfangen sollte. Steindl lebte sich in die Rolle eines ordentlichen Konstrukteurs ein und stellte fest, daß es mit der Kathedrale auch grundrißlich nicht ganz in Ordnung sei. Mit Maßstab und Zirkel fand er heraus, daß die Stellung der Arkadenpfeiler nicht jener der Stützpfeiler der Außenwände entsprach. So vermutete er, der mittelalterliche Baumeister sei nicht ganz auf der Höhe seiner Zeit gewesen.

Wir wissen bereits, wie er zu jener Unregelmäßigkeit in Wirklichkeit gekommen ist. Wir wissen, wie der ursprüngliche Plan, dem Xanten als Vorbild zugrunde lag (Abb. 2a), aussah; wir wissen auch, welche Hütte ihn aufgab und von welchen künstlerischen Beweggründen sie dabei geleitet wurde (Abb. 1). Wir wissen aber auch schließlich, daß gerade dadurch der Kathedrale jener außerordentliche künstlerische Wert zuteil wurde, der den Grund zu ihrer Berühmtheit legte. Der Konstrukteur Steindl sah in eben diesem ihrem Vorzug ihren Fehler und er entschloß sich, ihn zu beseitigen. Es gab nichts leichteres als die Innenpfeiler hübsch gegen die Außenstützpfeiler zu stellen und den Grundriß in Gevierte von regelmäßigen Gewölbefeldern aufzuteilen. Dem Verständnis der Zeit entging dabei freilich der unbedeutende Umstand, daß dabei notwendigerweise der spätgotische Raum unwiederbringlich unterging und daß der Grundriß, welcher bei Belassen des Querschiffes entstand, etwas ganz neues, unhistorisches und vor allem unlogisches war; — er mischt, wie wir jetzt wissen, das Querschiff der zweiten Hütte mit dem rythmischen Längssystem des ersten (Abb. 2b). So entstand ein Drittes, ein Zwitter, der wenig mehr mit der historischen Kaschauer Kathedrale gemeinsam hat.

Die Durchführung der Änderung hatte allerdings auch noch weitere Folgen, so besonders in der Zahl der Arkaden, in ihrer Form und in der Zeichnung der Gewölbefiguren. All das mußte neu entworfen werden; in die beiden Arme im Haupt- und Querschiff wurde je ein Arkadenpfeiler mehr eingelegt, so daß das Hauptschiff heute drei, das Querschiff zwei Bogenstellungen hat, die natürlich schmaler und schlanker sind. Die Sterngewölbe im Haupt- und Querschiff, die annähernd im Geviert eingewölbt

waren, mußten Netzgewölben, welchen rechteckige Gewölbefelder zugrunde lagen, weichen. Im Jahre 1886 wurde die Kathedrale im Innern bis unter die Gewölbe eingerüstet; in den Jahren 1887/88 wurden der Dachstuhl, die Gewölbe, die Arkaden und die Pfeiler abgetragen, so daß das Innere der Kathedrale wie auch der St. Josephskapelle auf der Nordseite innerhalb der Umfassungsmauern vollständig ausgeräumt war, und im Jahre 1888 legte der neue Bischof Bubits den Grundstein zum Neubau, der einen Aufwand von 1,100.000 Gulden erforderte.

Die feierliche Einweihung der Kathedrale am 6. September 1896 war also zugleich auch ihr allertraurigster Tag.

In den Jahren 1902—1904 wurde der Südturm pietätvoll durch O. Sztehló instandgesetzt und im Jahre 1904 wurde die Restaurierung der St. Michaelskapelle abgeschlossen. Im Jahre 1906 wurden dann in der Kathedrale feierlich die Gebeine des Nationalhelden Franz Rakóczi II., des Führers des Kuruczenaufstandes, beigesetzt, wodurch der Neubau der Kathedrale eine gewisse nationale Weihe erhalten sollte.

Zum Abschluß unserer Erwägungen über den künstlerischen Wert der Kathedrale verbleiben noch Worte über ihre Stellung in Geschichte der Gotik von Europas östlichem Grenzgebiet anzuschließen. Kaum hatte die hiesige zweite Hütte ihr Werk in Kaschau vollendet, so tauchen ganz ähnliche Portale in Siebenbürgen, in Schäßburg, in Klausenburg und Kronstadt auf (um 1440). In der allernächsten Umgebung Kaschaus finden wir Spuren des Stiles der zweiten Hütte in der Zápolya-Kapelle im Zipser Kapitel (Kirchdrauf) (dieselbe Form der Dienste) und in der Pfarrkirche zu Moldava (Szepsi), die auch grundrißlich an das Kaschauer Vorbild anknüpft; ihr Portal ist eine vergrößerte Vereinfachung der Kaschauer Kathedralportale. Aber alle diese Bauwerke stehen an künstlerischem Niveau weit hinter unserer Kathedrale zurück; in ihr ist die Entwicklung auf dem Gipfelpunkt angelangt, sie ist gewissermaßen die Erfüllung von Programmen, deren Wurzeln bis in die Kunst der Parler zurückreichen und nach welchen keine offenen Fragen und keine ungelösten Probleme mehr harren. Unsere Kathedrale steht also in der spätgotischen Kunst Osteuropas einsam, in sich selbst geschlossen, und ihre besondere Formensprache fand einzig und allein in Siebenbürgen, dem Grenzland des lateinischen Europas, schwachen Wiederhall.

Eine einzige Spur scheint nach Westen zu führen, aber sie ist noch matt und unscharf. Im Jahre 1407 gründet in Passau der Bischof einen neuen Dom; die neue dortige Hütte, die in der Folge zu den hervorragendsten im zeitgenössischen Europa zählte und die noch bis in die achtziger Jahre des Jahrhunderts in Passau tätig war, bezeichnet sich mit dem rätsel-

haften Namen „de cruce hungarica“, auch „vom ungarischen Kreuze“ oder „von Ungarn“. Steht vielleicht dieser ihr Name in Zusammenhang damit, daß der Passauer Dom den Grundriß eines aus hohem Mittel- und Querschiff gebildeten Kreuzes hat? Dieser Grundriß ist ja für jene Zeit völlig ungewöhnlich. Die Spätgotik entwickelte bekanntlich den Gedanken der Hallenkirche; hier in Passau treffen wir ein Kreuzraumschema, das bewußt von einem Vierungsturm bekrönt ist. Und — wollen wir vielleicht einen inneren Zusammenhang zwischen dem Hüttenamen und dem Grundriß des Domes zugeben — handelt es sich dann hier nicht etwa im Grunde um dasselbe Schema, welches in Kaschau in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s die zweite Dombauhütte in die Wirklichkeit umsetzte? Besteht nicht vielleicht zwischen dieser und der Passauer Hütte, deren Namen vielleicht ihre ungarische Herkunft andeutet, eine genetische Verwandtschaft?

Diese Fragen können heute noch nicht mit der Hoffnung auf erfolgreiche Beantwortung verfolgt werden; denn der Passauer Dom harret noch seiner eingehenden historischen und kunstgeschichtlichen Würdigung. Sie seien deshalb hier aufgeworfen und die weitere Aufmerksamkeit bleibe ihnen gewidmet.